

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

	Seite
Das Ideal des Amerikancers. Von Theodor Roosevelt. . . . .	261
Italienische Politik. Von Napoleone Colajanni . . . . .	265
Edam Smiths Redlichkeit. Von Karl Jentsch. . . . .	268
Euthropomorphosen. Von Paul Julius Möbins . . . . .	283
Marxismus. Von Emil Marriot. . . . .	297
Die Eragsediz. Von Wilhelm von Scholz . . . . .	275
Amerika. Von Pluto . . . . .	278
Ein Brief. . . . .	281

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Vorlag der Zukunft

Goldschulze 10.

1904.



Erstes Spezialgeschäft für Gaskronleuchter.

# Multiplex

Internationale Gaszylinder-Gesellschaft  
Berlin W. Leipzigerstrasse 111. m. b. H.

Gasflüchlicht-Verbindung m. elektr. Multiplex-Fernzündung bietet dieselbe Bequemlichkeit wie elektr. Licht u. kostet nur ein Drittel.

Die Multiplex-Gesellschaft in Berlin nimmt auf Anfrage gerne ihre Vertreter an anderen Plätzen.



## Permanente Ausstellung

plastischer Kunstwerke erster Meister wie  
Begas, Breuer, Brütt, Herter, Janeusch, Klinger,  
Rusche, Schott, Schaper, Seffner, Siemering,  
Uphues, Unger

im Kunstsalon der

### Aktien-Ges. vorm. H. Gladenbeck & Sohn

Eintritt frei o o W., Leipziger Str. 111. o o Eintritt frei  
Grand Prix Paris 1900. Grand Prix St. Louis 1904.

Sanatorium „Villa Margaretha“ in Neuse (Kr. Gossensmünde) für Nerven-, Alkoholikranke und Erholungsbedürftige (10 Betten). Arzt: Dr. Roschella. Prosp. d. d. Dir. Chr. G. Tienken.

# Assim

## Cigaretten

Mitwertvollen  
Coupons

in jedem  
Carton!



### GEORG A. JASMATZI A.G. DRESDEN.

GRÖSSTE DEUTSCHE  
CIGARETTEN-FABRIK

Insertaten-Annahme für: Die Zukunft durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 11 sowie durch sämtl. Amateuren-Kapitalisten.



Berlin, den 19. November 1904.

## Das Ideal des Amerikaners.\*)

Jedes große Volk verdankt seinen großen Männern nicht nur die realen Folgen ihrer Thaten, nicht nur die Gesetze, die sie entwarfen und zur Geltung brachten, oder die Siege, die sie über mächtige Feinde davontrugen, sondern auch den unberechenbar großen idealen Einfluß ihrer Thaten und Worte auf den Volksharakter. Man kann für die Vereinigten Staaten die realen Erfolge Washingtons und Lincolns nicht hoch genug einschätzen. Ohne Washington wären wir vielleicht niemals von der britischen Herrschaft befreierkommen und sicher nicht ein einiges, großes Volk geworden, sondern stets nur ein Gebilde von kleinen, mit einander in Streit liegenden Staaten ge-

\*) Herr Theodor Roosevelt ist wieder zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden. Seine Wahl war nicht einen Augenblick zweifelhaft, die seines Gegenkandidaten, des Herrn Parker, nicht einen Augenblick auch nur wahrscheinlich. Trotzdem lasen wir, der Wahlkampf sei ungemein heftig, der Ausgang ganz ungewiß. Natürlich. Die amerikanische Presse hätte sich selbst um einen lohnenden Effekt gebracht, wenn sie gesagt hätte: Diesmal ist die Entscheidung zutäufcher. Die Klugheit gebot ihr und den Jobbers, zu thun, als habe Parker große Aussichten; um das verchliche Publikum in Spannung zu halten. Solche Erwägungen sind die Ursache vieler alarmirenden Nachrichten. Merkwürdig ist nur, daß die meisten Journalisten sich diesen Stand der Dinge gar nicht mehr klar machen, sondern selbst die ersten Dupen der Gerüchte sind, die sie verbreiten. Das Behn ist in bestimmte Bahnen gewöhnt, die Berechnung vollzieht sich beinahe schon automatisch und tritt kaum noch über die Bewußtseinschwelle. So konnte man auch diesmal von gelehrten und erfahrenen Zeitungschreibern und Völsianern die Frage hören, ob Roosevelt wiedergewählt und welche Veränderungen in der amerikanischen Politik zu erwarten seien, wenn er nicht gewählt werde. Verunsicherung? Item, er ist gewählt worden; mit umgekehrter Mehrheit. Und hier ist ein Artikel, in dem er sagt, was er für sein junges und starkes Volk wünscht und von welcher Gefahr er es bedroht sieht.

blieben, wie es heute noch Südamerika ist. Ohne Lincoln wäre es uns vielleicht nicht geglückt, unsere Union durchzuführen; und wäre es geglückt, dann hätte der dazu unvermeidliche Kampf mit seinen Folgen sich tief in die Geschichte unseres Volkes eingegraben. Doch nicht nur für reale Vortheile sind wir diesen Männern verpflichtet. Außer dem Vorrecht, einem freien, geeinten Volk, das einen halben Welttheil besitzt, anzugehören, hat jeder Amerikaner von Washington und Lincoln noch ein ideales Gut geerbt.

Wir erbten nicht nur das Reich, das mit Hilfe dieser Männer errichtet und befreit wurde: wir erbten auch das Beste und Edelste, was ihr Charakter, ihr Leben zu bieten hatte. Die Kraft Lincolns und seiner Zeitgenossen hat als Sklaven Geborene befreit; und die Thatfache dieser Befreiung hat eine weiter wirkende eigene Bedeutung. Wir erbten den Ruhm, die Ehre, das Wunder dieser That. Das Blodengeläut, das die Ausfertigung der Befreiungsgakte gräßte, dröhnt in Whittiers Ode noch nach. Wer erkannt hat, was damals für das Heil der Menschheit geschaffen wurde, wird sein Herz schneller klopfen hören, als es bei der Erinnerung an die größte That auf industriellem Gebiet oder an einen an minder großem Ziel erkämpften Sieg pochen würde.

Die Offiziere und Soldaten, die nach langen Jahren ermüdenden Lagerlebens, blutigen, hartnäckigen Ringens den Bürgerkrieg zu Ende führten, galten uns fast noch mehr als das geeinte Reich. Gewiß danken wir ihnen, daß von Atlantischen Ozean bis zum Rio Grande die selbe Flagge weht und daß in unseren Staaten ein großes, einiges Volk lebt; noch werthvoller aber als diese realen Errungenschaften ist der Schatz unserer Erinnerungen an diesen schweren Feldzug, an Alles, was von tapferen Männern im Kampf um das Recht, um das von eben so tapferen Männern für Recht Gehaltene damals geleistet wurde. Das Leid zuerst, dann der Triumph hat unseren Sinn für das Gute und Große im Leben geschärft und veredelt.

Und wie die Thaten der großen Männer, die unser Land vorwärts brachten, so wirken auch die Thaten Derer fort, die den Fortschritt des Landes zu hemmen suchten; jene heilsam, diese schädlich. Von dem gefährlichsten Typus blieben wir zu unserem Glück verschont: nie hatten wir gegen die Machenschaften eines ehrwürdigen militärischen Abenteuerers zu kämpfen, der sich an die Spitze einer revolutionären oder fraktionellen Bewegung zu stellen vermochte. Keine schlimmere Gefahr giebt es für ein freies Land als die der Jugend gepredigte Lehre: einer der Wege, die zu Erfolg und Ruhm führen, sei nur durch Waffengewalt, nur durch den Umsturz der Regierung zu erreichen. Diese Gefahr brauchen wir Amerikaner nicht zu fürchten; doch von anderen sind wir bedroht. Stets haben wir gegen die bei Völkern und einzelnen Individuen herrschende Neigung angekämpft, Dinge für höchst wichtig zu halten, deren Bedeutung in Wirklichkeit doch recht gering ist. Jeder Erfolg scheint uns werthvoll;

aber wir schätzen ihn oft zu hoch ein, weil wir vergessen, daß er mit Mitteln erreicht wurde, die jeder redliche Mensch verabscheuen müßte. Mancher unter uns verherrlicht die Schliche, die gewissenlose Menschen in der finanziellen und politischen Welt vorwärts bringen, als Zeichen besondrer „Smartheit“; Andere wieder vertheidigen Gewalt, Mord, Anarchie. Wenn diese Anschauungen die Mehrheit gewinnen, dann wären wir des Erbtheiles unserer Väter unwürdig geworden und unser Land dem Untergange geweiht.

Das größte Unheil stiften nicht die Verbrecher, die der allgemeinen Betrachtung anheimfallen, sondern die Menschen, deren Handlungen verbrecherisch sind, die aber nicht verachtet, sondern bejubelt werden. Das Thun Benedikts Arnold\*) hat uns als Nation nicht viel Schaden zugefügt, da es Jeder mit Abscheu sah. Viel mehr Schaden die Leute, die, trotzdem sie Volksfeinde sind, sich geschickt in ihren politischen Stellungen halten; die uns predigen, man brauche seine Schulden nicht zu bezahlen, in Geldsachen überhaupt nicht ehrlich zu sein, und die dennoch ihr Ansehen bewahren; die anarchisistische Lehren verbreiten, aber nicht zur That übergehen, also auch nicht dem Gesetz verfallen. Tausende werden durch solche Lehren auf Irrwege geleitet und die Verführer werden nicht nur nicht bestraft, sondern oft sogar noch belohnt.

Nur allzu wahr ist leider: wie das Gute, wirkt auch das Böse, das Andere vor uns thaten, auf uns nach; und in beiden Fällen sind die Folgen nicht nur materieller Art. Die Feinde der öffentlichen Ordnung sind durch ihr Beispiel mindestens eben so gefährlich wie durch ihre Thaten. Der gewissenlose Spekulant, den betrügerische Ausbeutung seiner Mitmenschen bereichert, der mit seinem Gelde die Richter besticht und das Gesetz beugt und der im Alter dann die Ehre genießt, zu den Millionären gezählt zu werden, hat einen schlimmeren Einfluß auf das kommende Geschlecht als der gewöhnliche Mörder oder Räuber: denn sein Leben blendet durch äußeren Glanz und lockt zur Nachfolge. Mancher Kaufmann, den das Strafgesetz nicht zu erweichen vermag, richtet mehr Schaden an als einer, der abgefaßt wird. Der Berufsagitator mit seinen leichtsinnigen aufreißerischen Reden ist nicht gefährlicher als der engherzige, egoistische Kaufmann, der seine Arbeiter in Abhängigkeit hält, damit sie sich nicht gegen ihn koaliren können. Wer auf solchem Weg zum Wohlstand gelangt, überliefert der Nachwelt mit der Erinnerung an seinen Namen und sein Handeln ein trauriges Erbe.

Man kann nicht streng genug über die Reichen urtheilen, die unter Nichtachtung aller Pflichten nur darauf bedacht sind, Geld zusammenzuscharren. Und diese Menschen machen schließlich den jämmerlichsten Gebrauch von ihrem

\*) Kommandant des Putnam-Fort, der während des Unabhängigkeitskrieges die Festung den britischen Truppen durch Verrath auslieferte.

Geld. Sie spekuliren in Effekten und faulen Eisenbahnobligationen; sie sichern ihren Söhnen die Möglichkeit eines unnützen Faulenzelbens oder kaufen ihren Töchtern als Gatten irgend ein hergelaufenes Subjekt aus einer inländischen oder fremden Familie von Ansehen. Solche Menschen sind um so gefährlicher als sie sich meist mit blendenden Thaten spreizen; sie errichten eine Schule, geben große Summen für kirchliche Zwecke und rechnen, oft genug nicht ohne Grund, darauf, daß ihre sonstige Lebensleistung von der thörichten Menge nun nicht mehr beachtet wird. Diese Sorte bekümmert sich eben so wenig um den Arbeiter, den sie unterdrückt, wie um den Staat, den sie gefährdet. Ihre Zahl ist nicht groß; wohl aber ist die Schaar Dorer, die diesem Typus ähnelt. Und je mehr sie sich ihm nähert, ein um so ärgerer Fluch ist für das Land.

Nicht ganz so gefährlich sind die Menschen, die nur materielle Werthe kennen und schätzen. Ihnen ist das Geld Alles. Was sich nicht in Geldwerth umsetzen läßt, würdigen sie nicht. Sie begreifen nicht, daß ein Dichter seinem Vaterland oft nützlicher sein kann als ein Nägelfabrikant. Sie sehen nicht ein, daß die reichste Handelsblüthe nicht über den Mangel an idealen Gütern hinwegzutäuschen, nicht zur Lösung der mächtigen sozialen Probleme beizutragen vermag, mit denen sich die ganze gebildete Welt heute beschäftigen muß. Der naive Materialist ist ungemein kurzichtig.

Es gibt Menschen, denen Handel und Besitz wichtiger ist als Leben und Ehre, unendlich wichtiger als ideales Streben, das allein doch die Größe eines Volkes verbürgt. Mit naiver Zuversicht glauben sie, der in ein Stück unversteuerten Baumwollstoffes gewickelte Friedensengel habe die Menschen inländisch gebeten, all ihre Kräfte der Bereitung von Margarine zu weihen und sie um einen Viertelcent per Fasz billiger als der Konkurrent zu liefern; oder der Einfuhr von Wolllwaren, die sich ein Bißchen billiger stellen als das inländische Fabrikat. Diese Menschen sind edleren Motiven unzugänglich; sie fühlen nichts von dem Pulsschlag, dem die Welt Staatsmänner, Patrioten, Heerführer und Dichter zu danken hat und durch den eine Nation noch etwas Anderes wird als bloße Staffage der Erdkruste.

Die Menschen, die sich rühmen, ein hohes kommerzielles Ideal zu haben, bedenken nicht, daß solches Ideal schließlich sehr geringen Werth hat und daß in keinem jämmerlichen Raubstaat des Mittelalters das Leben armfälliger gewesen sein kann als das Dasein von Menschen, denen Handel und Gewerbe Alles ist und für die Worte wie nationale Ehre, Ruhm, Muth, Tapferkeit, Treue und Selbstopferung jede Bedeutung verloren haben. Weniger als je kann ein Volk heute von Brot allein leben. Sparsamkeit und Fleiß sind notwendige Dinge, aber sie sind nicht allmächtig. Unser Streben für das Wohl von Land und Volk muß auf Pfeilern aus edlerem Material ruhen; das Händlerinteresse genügt nicht als Stütze.

Die Männer, denen unser Volksscharakter den besten Theil seiner Prägung zu danken hat, haben immer auch mit unerschrockener Offenheit die Auswüchse ihrer Zeit bekämpft. Die großen Dichter und Schriftsteller haben viel für uns gethan. Fast noch mehr: die großen Redner, deren zur Freiheit, Einigkeit und Ehrlichkeit mahnenden Worte lauten Widerhall fanden. Am Meisten: die Männer, deren Handeln zu uns sprach oder deren Worte eine besondere Weihe und Bedeutung dadurch erhielten, daß sie von Männern der That gesprochen waren. Groß kann ein Volk nur werden, wenn es Thatkraft hat und wenn die Erinnerung an seine Vergangenheit aus gesunden Wurzeln genährt wird.

Washington.

Theodor Roosevelt.



## Italienische Politik.

Als der Präsident der französischen Republik nach Rom kam, wurde in Europa viel über die politische Lage Italiens gesprochen. Sie erschien sehr günstig; und dieses Schauspiel bestätigte die Meinung, daß die Politik eines Landes von dessen ökonomischen und finanziellen (auf dieser Unterscheidung muß ich bestehen) Verhältnissen abhängig ist. Unsere Finanzen sind gut; sie haben während der letzten paar Jahre eine Höhe erreicht wie in keinem anderen europäischen Großstaat. Diese erfreuliche Thatsache wird — wohl zu merken! — nicht von den Italienern konstatiert. Sie, auf denen, wie ein Alb, noch die Erinnerung an die Zeit der Noth und des harten Steuerdruckes lastet, sind durch natürliche Anlage oder Parteistellung eher zu Steppis und Schwarzseherei gestimmt. Jeder Gegner der Regierung fürchtet, ein lautes Lob der Staatsfinanzen könne das Ministerium stärken, das er doch stürzen möchte. Nein: Fremde waren es, Deutsche, Franzosen, Engländer, die mit aufrichtiger Sympathie unsere Fortschritte auf diesem Gebiet verkündeten. Alle stimmten zu wohlwollendem Urtheil überein. Ich will hier zunächst den Bericht erwähnen, den Bolton King der Royal Statistical Society of London — dem ersten Statistischen Institut der Welt — im März 1903 über die ökonomische, finanzielle und soziale Entwicklung Italiens erstattet hat. Aus dem selben Jahr stammt auch der Report des Sir Kennell Robb, Sekretärs der britischen Botschaft in Rom, der am Schlusse sagt: „Die finanzielle Lage Italiens war 1903 noch günstiger als 1902. Die Einnahmen wurden größer, die Fehlbeträge geringer, der Coupon wurde ohne fiskalische Vorschußleistung bezahlt, die Währung reformirt, die Kraft der Emissionbanken gesteigert. Das sind Zeichen gesunder Entwicklung. Der hohe Rentenstand und die Festigkeit des Wechselkurses beweisen denn auch, wie die Kreditfähigkeit Italiens bewerthet wird.“ Robbs Urtheil spricht für die Meinung unseres Finanzministers Luzzatti, die Konversion der Rente (von 5 auf 3½ Prozent) wäre bequem durchzuführen gewesen, wenn der asiatische Krieg nicht die Märkte beunruhigt hätte.

Den Finanzen geht's also gut. Auch der Volkswirtschaft? Viele Gründe wären gegen solche Behauptung anzuführen. Wenig Privatreichthum, geringe Ersparnisse, knapper Konsum von Brot, Fleisch, Wein und anderen Massen- oder gar Luxusnahrungsmitteln: Das sind nicht die Symptome gesunder Volkswirtschaft. Doch auch da wird's allmählich besser. Die amtlichen Veröffentlichungen der Zoll- und Steuerbehörden beweisen es. Konsum und Ersparnisse wachsen und Pfändungen wegen nicht gezahlter Steuern werden seltener. Steigender Import von Kohle und Schafwolle, steigender Export von Baumwollfabrikaten: lauter erfreuliche Zeichen, die sich, je mehr der Steuerdruck weicht, häufen werden. Und erst in dieser Zeit finanziellen und wirtschaftlichen Aufschwunges konnte Italien sich wieder Frankreich nähern.

Die Franzosen, die sich im Allgemeinen um die wirklichen Verhältnisse fremder Länder wenig kümmern, haben sich Jahre lang eingebildet, unser ökonomisches Wohlergehen hänge von ihrem guten Willen, von der edelmüthigen Gewährung ihrer Hilfe ab. Manchmal glaubten sie, uns mit der Hungerpeitsche streicheln zu können, und führten an der pariser Börse gegen unsere Renten und Industriepapiere einen erbitterten Krieg. Sie verkauften italienische und kauften dafür russische Werthe; der Vortheil dieses Tausches wird nicht allzu Vielen mehr einleuchten. Hätten wir nun früher die alte Intimität wiederherzustellen versucht, dann wären wir von manchen Franzosen für Bettler gehalten worden, die ein Almosen suchten. Jetzt konnte dieser Verdacht nicht aufkommen. Wir brauchen von Frankreich kein: Unterstützung mehr. Deshalb konnte Loubet von uns mit dem gehörigen Prunk empfangen werden, ohne daß die Cassagnac, Drumont und Andere, deren Merkmalismus das vom Papstjoch befreite Italien haßt, darob die Nase rümpften. Die beiden Nationen verkehren auf dem Fuß der Gleichberechtigung. Daß der Besuch des Präsidenten die Stetigkeit der Friedenspolitik verbürgte und, für gefährvolle Seelen, die Interessengemeinschaft der lateinischen Rasse bestätigte, wirkte nicht so stark wie die Thatfache, daß der Repräsentant des allerchristlichsten Staates, als Gast unsres Königs, den Vatikan mied. Wieder war damit Italiens Hoheitsrecht über Rom anerkannt. Und der Jubel, der Loubet grüßte, sollte zugleich, wie in Wien richtig erkannt wurde, dem Kaiser Franz Joseph zurufen: Du hättest gut gethan, uns eben so höflich entgegenzukommen wie dieser einfache Bürger!

Unser größtes Glück ist, daß wir die Grogmannsfucht und die imperialistischen Anwandlungen losgeworden sind, die Crispi's letzte Herrschaft so verhaßt machten, und von dunkler Reaktion auf den hellen Weg zur Freiheit gelangt sind. Ohne die bei Abba Garima erlittene Niederlage wären wir freilich nicht so weit gekommen. Crispi hätte bis zu seiner letzten Lebensstunde die Macht behalten und der unerfüllliche Militarismus hätte nicht nur die spärlichen Freiheitreste vernichtet, sondern auch die materiellen Grund-



lagen unserer Volkheit völlig zerstört. Jeder Italiener nähme zwar schwere Opfer auf sich, wenn dadurch die Schmach von Abba Garima weggewischt würde; doch soll man nicht leugnen, daß auch in diesem Fall aus Ueblem Gutes erwachsen ist. Wie dem Preußen einer kränkenden Zeit, war auch uns ein Jena nöthig. Dabei darf nicht vergessen werden, wie Rühmliches die Volksparteien im Kampf gegen das Ministerium des Generals Pelloux geleistet haben, noch, daß nach der Ermordung des Königs Umberto, die eine neue Reaktion heraufzuführen drohte, Saracco mit seiner ruhigen Zähigkeit, seinem festen Glauben an die Wirksamkeit liberaler Einrichtungen, von denen wir seit Jahren entwohnt waren, dem Lande einen nicht hoch genug zu schätzenden Dienst erwiesen hat. Und fast ohne Beispiel war der Anblick, den uns der junge Viktor Emanuel bot, als er, trotz tiefster seelischer Erschütterung, in zuversichtlicher Treue, ohne zu schwanken, zu dem alten Minister stand.

Wird der Fortschritt nun weitersühren? Wer die Lage nüchtern betrachtet, wird finden, daß nicht eigentlich von Fortschritt, sondern nur von bewußter Festigung alten Besizes geredet werden darf. Auf einem Gebiet nur geht wirklich vorwärts: Regierung und herrschende Klassen sind entschlossen, das südliche Problem zu lösen und die regionalen Unterschiede zu mindern oder ganz auszumergen. Im Uebrigen waltet Ruhe. Die aber nicht ewig dauern kann. Wir stehen vor der Nothwendigkeit, die Eisenbahnen zu verstaatlichen. Der größte Theil gehört schon dem Staat und der Privatbetrieb hat sich überall, nach der Ansicht des Publikums und der Bahngesellschaften, als unhaltbar erwiesen. Nur: die Regierung braucht zur Verstaatlichung eine Milliarden Lire; und deren Beschaffung, die ja an sich nicht schwer wäre, würde die — vielleicht noch wichtigere — Steuerreform abermals in weite Ferne rücken. Noch Anderes ist zu erwarten. Wenn der neue Papst, wie er in unklaren Sätzen Manche hoffen, Manche fürchten ließ, die berühmte Weisung „Non expedit“ aufgiebt, dann würden die Klerikalen künftig mitwählen und wir ständen vor einer gänzlichen Umbildung unseres politischen Parteiwesens.

Schon jetzt hat das Wesen einzelner Parteien sich unter der schützenden Decke merkwürdig gewandelt. Auf dem Parteitag in Vologna (wo, wenn man dem unaufrichtigen Geschrei der fraktionell Eingeschulsten glauben will, der Einheitgedanke triumphirt hat) ist die Spaltung des Sozialismus offenbar geworden; und der Gegensatz zwischen den Anhängern der Revolution und denen der Evolution hat die Partei beträchtlich geschwächt. Zu schrillum Ausdruck wird er freilich erst an dem wohl noch sehr feruen Tag kommen, wo man sich zur „Vergesellschaftlichung“ der Produktionsmittel entschließt; schreiten die Evolutionisten aber auf dem bisher gemiedenen Weg weiter vor, dann ist ihre Trennung von der revolutionären Partei unvermeidlich und sie müssen früh oder spät die Reihen der bürgerlichen Demokratie stärken, die mit ihnen

„die politische Unschätzung“ und Maßnahmen gewonne und „igrem“ Programm“ den leistungsfähigen ökonomischen Inhalt geben könnte, der ihm schon allzu lange fehlt. Solche Erstarkung des bürgerlichen Radikalismus würde alle auf eine moderne Steuerreform und auf die Minderung der Militärlast zielenden Pläne fördern und die politischen Freiheiten verbürgen, die, trotz den lobenswerthen Leistungen des Ministeriums Giolitti, noch immer nicht unzweideutig gesichert sind.

Reapcl.

Professor Napoleone Colajanni.

Dieser Artikel (den Fräulein Elia Reumann aus dem Manuskript übersezt hat) wurde geschrieben, bevor der Ministerpräsident Giolitti das Parlament aufgelöst hatte. Er thats, weil er, nach einer Reihe unklug begonnener und erfolglos gebliebener Strides, die Sozialdemokratie schwächen zu können hoffte. Diese Hoffnung ward nur zum kleinen Theil erfüllt. In den Hauptstädten sind die Sozialdemokraten geschlagen worden, aber die Zahl der für sie abgegebenen Stimmen ist gewachsen; für die Stichwahl hatten sie, wie der Abgeordnete Colajanni empfahl, mit den radikalen Bürgerparteien ein Kartell geschlossen. Die neue Kammer wird nicht wesentlich anders aussehen als die alte. Immerhin hat Herr Giolitti eine sehr große, fürs Erste wohl auch sichere Mehrheit und den Trost, daß die rothe Fraktion ihm im Parlament keine ernste Schwierigkeit bereiten kann. Colajannis Prophezeiung, an der nächsten Wahl würden die Meritalen mitwirken, ist Wahrheit geworden. Der Papst hat, einstweilen nur offiziös, den Frommen das Wählen erlaubt und in Rom wurden sogar Priester an der Urne erblickt. Das ist eine Etape im Leben des Italerstaates. Bisher durften die Gegner der Papstmacht ungestört die politischen Geschäfte besorgen; nun ordnet und rüstet auch das schwarze Rom die Reichen zum Kampf. Vielleicht drängte den schlaunen Giolitti zur Ausübung weniger die Furcht vor der Sozialdemokratie als der Wunsch, sein neues Parlament zu haben, ehe die Päpstlichen mit ihrer Wahlvorbereitung fertig sein könnten. Das Hinderniß, das sich dem Konvertirungsplan des Finanzministers entgegenstemmt, scheint Herr Colajanni an falscher Stelle zu suchen. Trotz dem Afrikanerkrieg wäre die Konversion der italienischen Rente möglich gewesen, wenn die pariser Rothschilds ihr nicht mit einem Nachtwort widersprochen hätten.



## Adam Smiths Aesthetik.\*)

Die vollkommenste Nachahmung besteht darin, daß ein zweiter Gegenstand der selben Art hergestellt wird, der dem ersten, dem Urbilde, vollkommen

\*) Aus dem Buch „Adam Smith“, das Herr Karl Jentsch in diesen Tagen, als einen Band der Sammlung „Geisteshelden“, bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinen läßt. Dem Zeitungspublikum ist der Begründer der Volkswirtschaftslehre bis jetzt immer nur von einer Seite und unter möglichst schiefer Beleuchtung gezeigt worden. Jentschs Schrift stellt den vielseitigen Mann in ganzer Figur und ohne fälschende parteipolitische Beleuchtungseffekte dar. Unter den philosophischen Abhandlungen Smiths, die nach seinem Tode herausgegeben worden sind, ist eine „den nachahmenden Künsten“ gewidmet; ihr Inhalt wird in dem hier abgedruckten Bruchstück angegeben.

gleich ist. Mag nun auch der zweite Gegenstand so schön sein, wie er will: darum, weil er Nachahmung ist, wird er nicht höher geschätzt. Bei einem Gegenstande für den Alltagsgebrauch, etwa bei einem Zimmerteppich, begründet es wenigstens keinen Tadel, daß er nicht Original ist. Hätte aber ein Architekt eine zweite Peterskirche oder eine zweite Sankt Pauls-Kathedrale gebaut, die ein slavisches Nachbild des Originals wäre, so würde man ihn wegen seines gänzlichen Mangels an Genie und Erfindungsgabe verachten. Vollkommene Gleichheit zweier Gegenstände wird mitunter als ein wesentlicher Bestandtheil der Schönheit geschätzt: wenn nämlich diese Gegenstände die rechte und die linke Hälfte eines Organismus, eines Leibes sind und durch die Gleichheit die Symmetrie hergestellt wird. Ähnlich verhält es sich mit den zwei Pferden eines Gespannes. Betrachtet man jedes der beiden Pferde für sich, so gewinnt seine Schönheit dadurch nichts, daß es einem andern gleicht; anders ist es, wenn sie zu einem Ganzen vereinigt sind. Auch beim Schmuck eines Zimmers lieben wir Symmetrie; wir hängen, zum Beispiel, in gleicher Entfernung von der Mitte einer Wand Bilder von gleicher Gestalt und Größe auf, wömmöglich auch Bilder, die verwandte Gegenstände darstellen; zwei Landschaften, zwei religiöse Bilder, zwei Bacchanale; nur darf hier die Uebereinstimmung nicht zu weit gehen; niemand wählt für die linke Seite eine Kopie der die rechte Seite schmückenden Landschaft. Kopien werden überhaupt um ihrer Ähnlichkeit mit dem Original willen gewöhnlich nur dann geschätzt, wenn es sich um die Nachbildung von Werken berühmter Maler handelt.

Manchmal liegt der Werth einer Nachahmung darin, daß sie einen Gegenstand der einen Art einem Gegenstand ganz anderer Art ähnlich erscheinen läßt, etwa Leinen so färbt, daß es wie Wolle aussieht. Darauf nun beruht die Schätzung der Nachahmung bei den nachahmenden Künsten. Der Maler ahmt auf einer Fläche Gegenstände nach, die drei Dimensionen haben, und der Bildhauer stellt die abgebildeten Gegenstände zwar körperlich dar, aber aus einem Stoff, der von dem des Urbildes durchaus verschieden ist. Gerade diese Verschiedenheit scheint Das zu sein, was unser Wohlgefallen erregt; oder vielmehr die Ueberwindung der Schwierigkeit, die sie dem Künstler bereitet. Bei Gemälden kann die Nachahmung auch dann gefallen, wenn der abgebildete Gegenstand unbedeutend oder sogar häßlich und anstößig ist. Skulpturen gefallen selten, wenn der Gegenstand weder erhaben noch schön noch interessant ist. Küchengeräthe sind kein Sujet für den Bildhauer. Der Maler mag einen buckeligen Aesop darstellen; und auch die Niederländer machen uns Vergnügen, die uns gemeines Volk bei gemeinen Verrichtungen zeigen; dem Bildhauer ziemen nur Götter und Göttinnen, vollkommen schöne Menschenleiber in edler Haltung oder malerischer Stellung. Der Gegenstand der Skulptur bringt es mit sich, daß, wenn überhaupt eine, keine

andere Draperie angewandt werden darf als wasse Leinwand, die sich dem Gliedern so anschmiegt, daß der Bekleidete so gut wie nackt ist. In Wirklichkeit würde Das eine sehr unzweckmäßige Kleidung sein. Auch für die Malerei paßt sie nicht; auf Gemälden würde Das so aussehen, als stellten die Figuren bettelhafte Menschen dar, die kein Geld hätten, sich ordentliche Kleider zu kaufen. Weil auf Gemälden auch Gegenstände ohne Bedeutung gefallen und der Maler seinem Bilde alle Pracht geben soll, deren es fähig ist, so soll er seine Figuren mit reichlichen, wallenden Gewändern von schönem Faltenwurf bekleiden, die nicht alle Glieder deutlich hervorzuheben, sondern nur die hauptsächlichsten anzudeuten brauchen. (Smith hätte diesen Grund des Unterschiedes genauer angeben müssen. Der Maler wirkt durch die Farbe; darum wäre es thöricht, wenn er bei Figuren nur das Inkarnat benutzen wollte, während ihm, wenn er sie bekleidet, alle sieben Farben des Regenbogens mit all ihren Schattirungen zur Verfügung stehen; der Maler kann, im Unterschiede vom Bildhauer, die ganze sichtbare Wirklichkeit, alle Erscheinungen der Weltgeschichte und der Gegenwart darstellen; darum wäre er sehr thöricht, wenn er sich auf mythologische Gegenstände und Badeszenen beschränken wollte.) Moderne Bildhauer haben auch in der Skulptur die Kleidung einzuführen versucht; doch sehen all solche Werke ungeschickt und uninteressant aus, wenn auch nicht alle so lächerlich sind wie die marmornen Perücken in der Westminsterabtei. Durch Bekleidung und Färbung können Statuen dem lebenden Menschen zum Verwechseln ähnlich gemacht werden; aber eben diese Art der Täuschung ist unkünstlerisch und deshalb zu vermeiden.

Die wahre Kunst also geht niemals auf Täuschung aus; die perspektivischen Kunststückchen mancher Maler, daß sie uns, zum Beispiel, verleiten, eine gemalte Treppe für eine wirkliche zu halten, sind eben Kunststückchen, nicht Kunst im höheren Sinn des Wortes. Deren Wirkung besteht, wie gesagt, in der Erregung unserer Verwunderung darüber, daß es dem Künstler gelungen ist, einen von der Natur geseyten Unterschied zu überwinden und uns mit einem Gegenstande der einen Art einen Gegenstand ganz anderer Art vorzugaubern. Von den Naturwundern unterscheiden sich die Wunder der Kunst dadurch, daß sie ihre Erklärung in sich tragen: auch der Laie erkennt auf den ersten Blick, mit welchen Mitteln der Künstler seine Wirkung erzielt.

Den ursprünglichsten Genuß spendet dem Menschen die Natur durch die Befriedigung seiner Bedürfnisse. Mit diesem Genuß begnügt sich aber der Mensch nicht; er verschafft sich noch dazu Genüsse eigener Erfindung. Die ersten solchen Genüsse sind Musik und Tanz. Es giebt kein Naturvolk, das nicht mit ihnen sein halbes Leben ausfüllte. Bei civilisirten Völkern treten diese beiden Vergnügungen mehr zurück, weil die Armen keine Zeit dazu, die Reichen so viele andere Lustbarkeiten haben. Das beide Künste Verbindende

ist der Rhythmus. Als natürliches Musikinstrument besitzt der Mensch seine Stimme. Anfangs haben die musikalischen Laute nur den Zweck, einen Rhythmus kenntlich zu machen, und wenn sie artikulirt werden, kommen nur sinnlose Worte heraus, wie unser Juwallerer. Erst nach und nach werden statt solcher sinnvolle Worte eingeführt, die, um sich dem Rhythmus anschmiegen zu können, in Versform gebracht werden. Die Verse müssen natürlich einen Sinn haben, der dem fröhlichen oder traurigen Charakter der Melodie entspricht. Ist die Entwicklung so weit gediehen, dann wollen Musik und Tanz Schicksale und Leidenschaften darstellen, die eine heitere oder traurige Stimmung oder irgend einen anderen Affekt erzeugen. Das kann auch durch Pantomimen geschehen; aber die Poesie verfügt über einen größeren Reichthum von Ausdrucksmitteln; sie kann auch Gedanken, Ideen ausdrücken und ganze Geschichten erzählen. Zuletzt lösen sich Musik und Poesie aus der ursprünglichen Einheit los und bilden sich zu selbstständigen Künsten aus; der Tanz kann niemals selbständig werden; er ist unausführbar ohne Musik, weil nicht das Auge, sondern das Ohr das Organ ist, das den Rhythmus wahrnimmt. Die Musik kann natürlich nicht als Vokal-, sondern nur als Instrumentalmusik selbständig werden.

Die Nachahmung besteht nun bei diesen drei Künsten darin, daß die Schicksale, Gedanken, Stimmungen, Gespräche, Thaten von Personen dargestellt werden. Man hat die Oper unnatürlich genannt, weil in Wirklichkeit kein Mensch Gespräche und Monologe singt. Aber diese Abweichung von der Natur ist eben Das, was das Wesen der Kunst ausmacht: die Nachahmung eines Dinges durch ein Ding von ganz anderer Art. Und nur die Arie, nicht das Rezitativ ist vollkommene musikalische Kunst. Gerade die Wiederholung der selben Tonfolgen nicht allein, sondern auch der selben Worte und Silben und das lange Verweilen auf einem Ton, einer Silbe, drückt Das aus, was dargestellt werden soll: die Leidenschaft; denn deren Eigenthümlichkeit ist es, die Seele an einen Gedanken, an einen Gegenstand zu fesseln, von dem sie nicht los kann. (Ein sehr hübsches Argument gegen Wagners Bekämpfung der alten Oper.) Den geeignetsten Gegenstand für poetisch-musikalische Darstellung liefern die sozialen Affekte, die die Menschen durch Sympathie verbinden: Trauer, die Mitleid, Freude, die Mitfreude erregt, Liebe, hochherzige Verachtung der Gefahr, Zorn über Ungerechtigkeit. All diese sozialen Affekte sind musikalisch, weil sie die Seele in rhythmische Schwingungen versetzen. Dagegen wirken die unsozialen, die die Menschen auseinanderreißen, wie Haß und Bosheit, stoßweise und bringen, wo sie sich durch die Stimme äußern, Mistöne hervor. Solche dürfen in einer Symphonie vereinzelt vorkommen, können aber auch ganz fehlen. Dagegen würde ein aus lauter Dissonanzen bestehendes Konzert ein sonderbares Vergnügen sein.

Die Musik leistet Höheres als die Bildenden Künste. Diese fügen der Schönheit der Natur keine neue Schönheit hinzu: sie können nichts, als verzeihete Naturschönheiten zu einem neuen Ganzen kombiniren. Musik dagegen giebt es nicht in der Natur, abgesehen von den doch sehr unvollkommenen Melodien einiger Vögel. Die Musik erschafft eine neue, in der Natur nicht vorhandene Schönheit. Die höchste Vollkommenheit erreicht die Nachahmung der tönenden Künste in der Oper, wo die Personen und Begebenheiten der Dichtung nicht allein mit Wort und Melodie, sondern auch mit körperlicher Aktion nachgebildet werden. Eine Verirrung ist es, wenn der Componist für sich allein, ohne das hinzukommende erklärende Wort, Begebenheiten, Ereignisse, unmusikalische Geräusche nachzubilden versucht. Theaterdonner und Drergleichen sind Kunststückchen untergeordneter Talente. Sparsam angewendet, können sie eine gute Wirkung hervorbringen, wie der Lerchen- und Nachtigalenschlag in einer Composition Händels zu einem Text Miltons. Was die Musik darzustellen vermag, sind nicht Begebenheiten und Gedanken, sondern Stimmungen. Hohe Töne und rasches Tempo drücken freudige Erregung, tiefe Töne und langsames Tempo Trauer aus, gemäßigtes Tempo und mittlere Töne eine ruhige Stimmung. Eine vollkommene Instrumentalmusik will keine Geschichte erzählen. Ihr Gegenstand liegt nicht außer ihr, wie der Gegenstand eines Gedichtes oder eines Gemäldes; ihr Gegenstand ist sie selbst: diese bestimmte Tonfolge in diesem bestimmten Rhythmus mit diesen Wiederholungen. Nicht mit Hilfe irgend welcher Vorstellungen und Gedanken wirkt sie, wie die übrigen Künste, sondern unmittelbar: eine fröhliche Musik stimmt ohne jede Reflexion fröhlich, eine traurige traurig. Und zwar thut Das die Melodie. Harmonie verstärkt nur die Wirkung, aber Harmonie ohne Melodie ist keine Musik. (Man sieht hieraus und aus dem Vorhin von der Arie Gesagten, daß Smith, wenn er heute lebte, kein Bayreuther sein würde.) Instrumentalmusik gehört demnach, streng genommen, nicht zu den nachahmenden Künsten; ihr Vermögen, nachzuahmen, ist außerordentlich beschränkt.

In weit höherem Grade vermag der Tanz nachzuahmen; aber das Nachahmen ist ihm nicht wesentlich. Die Tänze der Alten waren meist pantomimisch; sie begleiteten gewöhnlich einen Gesangsvortrag; heute tanzt man nach Instrumentalmusik, die keinen nachahmenden Charakter hat. Und so hat denn auch der Tanz den nachahmenden Charakter eingebüßt.

Man siehe: Smith ist darin ganz Briten, daß für ihn die metaphysischen Fragen der deutschen Aesthetik, namentlich die nach dem künstlerischen Ideal, nicht existiren. Unseren Modernen wird gerade Das an seinen — nicht sonderlich modernen, aber meiner Ansicht nach meist zutreffenden — Ansichten gefallen.

## Anthropomorphismus.

Die Frage nach dem Anthropomorphismus scheint mir die wichtigste in der Philosophie zu sein. Vermenschlichung könnte man im Deutschen sagen. Wir formen nicht nur unsere Götter, sondern die Welt überhaupt, ohne es zu wissen, nach unserem Bilde, glauben, solide Erkenntniß zu haben, und erkennen dann mit Schrecken, daß überall unsere eigene Gestalt uns entgegentritt, so daß wir uns vorkommen, wie in ein Spiegelskabinet eingeschlossen.

Der Anthropomorphismus hat ursprünglich die Gedankenwelt aufgebaut und seiner Bekämpfung ist seit Jahrtausenden das wissenschaftliche Bestreben gewidmet. Der Mensch schuf die Welt nach seinem Bilde; wie konnte er anders? Ursprünglich werden sich die Menschen wohl ähnlich verhalten haben, wie die Kinder sich heute noch verhalten. Das Meiste wurde nicht beachtet; was aber ihre Aufmerksamkeit erregte, wurde mit menschlichen Eigenschaften ausgestattet. So haben wahrscheinlich die Menschen im Anfang gesagt: „Er donnert“; denn das „Es donnert“ setzt schon eine beträchtliche Koelösung voraus. Wie aber das Kind nur im Anfang die Tischdecke schlägt, an der es sich gestoßen hat, so muß ein Theil des naiven Anthropomorphismus früh als unzulässig erkannt worden sein; und die Bildung des Neutrum ist ein bemerkenswerthes Kennzeichen auf diesem Wege. Freilich: da und dort wurde eine Korrektur angebracht, jedoch im Grunde änderte man an der alten Auffassung nicht allzu viel. Gerade in der Sprache trat die anthropomorphistische Denkweise hervor und in ihr hat sie bis auf den heutigen Tag den stärksten Rückhalt. Der Anthropomorphismus entspricht den Bedürfnissen des Gemüthes und er herrscht deshalb in allen Religionen. Schon deshalb hat die Wissenschaft einen irreligiösen Charakter; und thatsächlich sind die geistigen Richtungen, die bewußter Weise gegen den Anthropomorphismus ankämpften, immer besonders religionfeindlich gewesen, von Demokrit an bis auf den heutigen Tag. Das „bewußter Weise“ ist freilich cum grano salis zu verstehen, denn den Früheren hat eine klare Einsicht in das Problem fast immer gefehlt, obwohl einfaches Nachdenken Vieles klar machen konnte. Die herkömmliche Ansicht, die auch heute noch vorzuherrschen scheint, geht dahin, daß der Anthropomorphismus überhaupt zu verwerfen sei; aber eine grundsätzliche Prüfung, was etwa zu ihm gehöre, vermißt man. Noch weniger wird die Frage aufgeworfen, ob und wie weit der anthropomorphistische Auffassung doch ein Recht zukommen möchte. Jene blinde Abneigung gegen den Anthropomorphismus verträgt sich sehr wohl mit Befangenheit in anthropomorphistischen Gedanken, vorausgesetzt, daß diese dem allgemeinen Denken nicht als solche erkennbar sind. So kommt es, daß die beiden Hauptbegriffe, mit

denen die populären Materialisten wirthschaften, zwei Anthropomorphismen sind: Kraft und Materie.

Will man Klarheit haben, so muß man Physik und Metaphysik streng trennen. In jener hat der Anthropomorphismus nichts zu suchen; und insofern ist seine grundsätzliche Ablehnung berechtigt. Man kann die Physik definiren als die Lehre von dem gesetzmäßigen Zusammenhang der Wahrnehmungen; sie erfüllt ihre Aufgabe, indem sie angiebt, unter welchen Bedingungen diese oder jene Wahrnehmung eintritt oder eintreten könnte, und ihr Grundbegriff ist das Gesetz. Thatsächlich hat sich die Physik im Lauf der Zeit mehr und mehr von anthropomorphistischen Auffassungen freigemacht; sie verwendet zwar die alten Ausdrücke noch, giebt ihnen aber einen solchen Sinn, daß sie unschädlich werden. Der Begriff der Kraft spricht nur den gesetzlichen Zusammenhang aus. Daß zwei Körper ihre Lage ändern nach Masse und Abstand, heißt die Kraft der Gravitation; und auch wer geneigt wäre, den Körpern Anstrengung und Verlangen zuzuschreiben, muß praktisch immer auf das Gesetz zurückkommen. Sieht man im Wort nur eine Scheidemünze, so kann man auch unbedenklich sagen, ein Körper sei bestrebt, zu fallen. Das heißt: er werde fallen, wenn bestimmte Bedingungen eintreten. Auch die Zurückführung von Ursache und Wirkung auf die regelmäßige Wiederkehr unter bestimmten Umständen leuchtet leicht ein. Wir kennen Ursache und Wirkung aus unseren Beziehungen zur Welt und wollen, wenn wir eine Veränderung Wirkung nennen, sagen, sie folge so auf eine andere, wie Veränderungen draußen auf unseren Willen hin erfolgen. Daß wir zwischen den Objekten kein Erfolgen wahrnehmen, sondern nur ein Folgen von gleichen Veränderungen auf gleiche Bedingungen, von abgeänderten Folgen auf verschiedene Bedingungen, daß also das Seyen einer Ursache ein Anthropomorphismus ist, kann Niemand verkennen. Schwerer wird die anthropomorphistische Beschaffenheit des Begriffes der Materie zugestanden werden. Doch giebt Jeder zu, daß man die Materie nicht wahrnehmen könne, daß sie also etwas Hinzugedachtes sei. Aber, sagt man, wenn wir auch nur Veränderungen wahrnehmen, so muß sich doch Etwas verändern, es muß ein Subjekt der Veränderungen geben. Ist es aber nicht offenbar, daß das Verhältniß von Subjekt und Prädikat nur aus der inneren Erfahrung stammt? Nur weil wir selbst Subjekte sind, können wir draußen welche suchen; und die Materie ist nur die Ergänzung zum Ich. Was von der Materie gilt, gilt auch von der Substanz und dem Accidens, vom Ding und seinen Eigenschaften. Außerdem führt jede begriffliche Verfolgung der Materie auf Unmöglichkeiten. Die sogenannte dynamische Auffassung will die Materie durch kraftgefüllte Räume, durch Kraftpunkte oder Vergleichen ersetzen; da aber die Kraft nur ein Anthropomorphismus ist, erlebte sich der Dynamismus



von selbst. Die Vorstellung, daß die Materie den Raum stetig erfülle, ist ganz unvollziehbar. Denkt man sich die Materie diskret, so wird durch fortschreitende Theilung die Noth herbeigeführt, denn man endet unvermeidlich beim unendlich kleinen Atom. Nun ist dieses zwar in der mathematischen Physik brauchbar, aber es ist undenkbar, denn es wäre eine vollendete Unendlichkeit, also ein Unsinn. Die Auffassung Machs und die Energetik Ostwalds haben in neuerer Zeit besonders den Kampf gegen den Anthropomorphismus geführt. Es ist ersichtlich, daß die physikalische Betrachtung zum Skeptizismus, zu der Behauptung, Metaphysik sei unmöglich, führen muß.

Zu diesem Ergebniß war auf anderem Wege Kant gelangt, indem er die Formen der Anschauung und die reinen Verstandesbegriffe als a priori vorhanden, als Bestandtheile der menschlichen Natur, ansehen lehrte. Es ist ja nicht das Selbe, wenn wir Substanz und Eigenschaften, Ursache und Wirkung von inneren Erlebnissen ableiten; aber praktisch kommen wir zu dem selben Ausgang wie Kant mit seinen ewigen Begriffen, nämlich dazu, daß die Welt mit Brettern vernagelt ist. Kant selbst freilich wies stolz auf seine Hinterthür hin, auf die Postulate der praktischen Vernunft, und meinte, er habe erst den rechten Weg ins Freie gefunden. Wer aber nicht gern durch Hinterthüren geht, für Den bleibt nur die Verneinung übrig. Das sehen auch manche Schüler Kants ein. Friedrich Albert Lange, zum Beispiel, sagt, man wisse freilich von der Welt nichts, aber man könne sich doch Etwas zusammendichten, und wer Das nicht fertig bringe, könne sich mit Schillers philosophischen Gedichten trösten.

Die Wissenschaft ist schön, und was die Hauptsache ist, man kann sich ihr nicht entziehen; man muß mitgehen. Doch ist nicht zu leugnen, daß sie, weil sie alle metaphysischen Blumen austrupfte, das Leben zu einer grauenhaften Wüste gemacht hat, eine Thatsache, über die weder Kunst- noch Ultranis- mus-Schwärmerei hinweghilft. Giebt es gar keinen Weg aus der Noth? Wir sind viel bescheidener als die alten Metaphysiker, wir wollen uns mit den Wahrscheinlichkeiten begnügen, die Kant so sehr verachtete, und mit Wenigem zufrieden sein, wenn es rechtmäßig erworben ist. Nun ist ersichtlich, daß es außer der physikalischen und der anthropomorphistischen Betrachtung keinen Weg giebt, daß also, wenn überhaupt Etwas, nur der Anthropomorphismus über die Physik hinaus helfen kann. Ist er schlechtweg zu bekämpfen, wie Viele meinen, so bleibt nur der Skeptizismus. Aber warum soll es nicht einen berechtigten Anthropomorphismus geben? Es ist doch ein Unterschied, ob wir kritisch von uns aus schließen oder ob wirs thun, nachdem wir die Spiegelung als solche erkannt haben. Dem unbewußten oder naiven Anthropomorphismus sind Wissenschaft und Philosophie mit Recht nachgegangen;

ein bewußter oder kritischer Anthropomorphismus ist bisher noch kaum in Betracht gekommen.

Wir gehen von der Erwägung aus, daß wir in unseres Vaters Hause sind, daß wir also von der Welt nicht grundverschieden, vielmehr selbst sozusagen eine Probe der Welt sind, daher ein Recht haben, vom Theil auf das Ganze zu schließen. Wie unser Körper aus den selben Stoffen besteht, die wir außer uns vorfinden, so werden die Begriffe, die unser Denken führen, auch außer uns gelten, ja, wir werden sie nur deshalb in uns vorfinden, weil sie überhaupt Geltung haben. Liegt hierin die Rechtfertigung des Anthropomorphismus überhaupt, so wird für seine Anwendung die Regel des Analogieschlusses herbeizuziehen sein, daß wir nämlich von Gleichem auf Gleiches, von Ungleichem auf Ungleiches zu schließen haben; und das philosophische Denken wird nichts Anderes sein können als die Bildung vorsichtiger Analogieschlüsse. Von Beweisen kann dabei natürlich nicht die Rede sein und die Wahrscheinlichkeit wird rasch abnehmen, wenn wir vom Nächstliegenden auf das Fernere kommen. Man kann beklagen, daß philosophische Gewißheit nicht zu erlangen ist, man kann es aber nicht ändern, denn es giebt außer der Analogie keinen Weg: man muß ihn gehen oder beim Skeptizismus bleiben. Wie weit die Methode des kritischen Anthropomorphismus führen kann und welche Ergebnisse herauskommen: Das soll hier nicht untersucht werden. Wir liegt nur daran, zu zeigen, daß Etwas nicht nur deshalb ein Irrthum ist, weil es ein Anthropomorphismus ist, daß also die Bekämpfer des Anthropomorphismus und die Kantianer das Kind mit dem Bade ausschütten.

Wenn wir das Recht, von uns auf die Welt zu schließen, daher ableiten, daß wir Mikrokosmen sind, so ist eine Begegnung mit den „Evolutionisten“ unvermeidlich. Die sich so nennen, machen sich wohl in der Regel keine Sorge darum, ob wir von Dingen und von Ursachen außer uns reden dürfen; kommt aber die Rede darauf, so meinen sie, die innere seelische Einrichtung des Menschen und der Thiere sei eben auch ein Ergebnis der natürlichen Entwicklung und es sei begreiflich, daß das durch die Realität Hervorgerufene auch den Formen der Realität entspreche. Gewiß sind wir durch unsere Organisation genöthigt, eine allmähliche Entwicklung der Pflanzen und der Thiere anzunehmen, aber es kommt darauf an, was man sich dabei denkt. Leider ist jetzt noch mit dem Begriff der Entwicklung der des Darwinismus verknüpft. Unter Darwinismus verstehe ich die im Sinn des rohesten Materialismus aufgestellte Behauptung, daß die Entwicklung auf zufälligen Abänderungen beruhe, von denen sich die nützlichen erhalten. Diese kümmerliche Zerlehre, deretwegen uns die Nachwelt bemitleiden wird, kann natürlich nicht mit einer brauchbaren Erkenntnißlehre zusammen bestehen. Wir könnten nicht empfinden, anschauen und denken, wenn diese Funktionen nicht die der Welt wären, aus

ber wir entstanden sind. Aus dem Ei entwickelt sich nur deshalb ein Hühnchen, weil das Ei aus einem Hühne stammt. Gerade so müssen wir die Erde als ein nach vorherbestehenden Gesetzen entwickeltes Ei ansehen. Oder man kann das irdische Reich einem Baum vergleichen: er braucht zum Wachsen Sonne, Luft und Wasser, sein Wachsthum wird durch diese und jene Einflüsse gehemmt oder gefördert, abgeändert, aber ein bestimmter Baum wird doch nur deshalb zu Stande kommen, weil er in dem Samen vorgebildet war. So mögen all die Umstände, auf die Darwin und seine Schüler hinweisen, in Betracht zu ziehen sein, aber sie können uns nie mehr sein als untergeordnete Hilfen, vermöge deren sich die von vorn herein bestimmte, gesetzmäßige Entwicklung verwirklicht. Faßt man so den Menschen als eine Blüthe des irdischen Baumes auf, so begreift man, daß auch in seiner geistigen Struktur die das Ganze regelnden Gesetze zum Ausdruck kommen.

Leipzig.

Dr. Paul Julius Möbius.



## Martyrium.

„Werner Adolf, wirst Du antworten oder nicht?“ schrie der Lehrer und schlug mit dem Lineal gegen das Pult. „Hast wohl wieder nichts gelernt, was? Maul halten, Ihr Anderen!“ schrie er noch lauter. „Nur wer gefragt wird, soll reden.“

Für ein paar Augenblicke trat in dem überfüllten Schulzimmer Stille ein. Die zum größten Theil schlecht gekleideten, vielfach verwahrloht aussehenden Jungen starrten bald den Lehrer, bald den aufrecht stehenden Werner Adolf an, der die Augen gesenkt hielt und durchaus nicht antworten wollte. Endlich flüsterte Einer aus der Schaar: „Er weiß halt niz.“ Und gleich darauf ein Anderer: „Krank ist er, der Werner Adolf.“

„Maul halten!“ donnerte der Lehrer. Er war ein noch junger Mann, aber schon sehr nervös. Seit zehn Jahren in einem wiener Borort unterrichtet müssen: Das würde auch Nerzen von Stahl und Eisen gebrochen haben. Und der Lehrer war von Haus aus ein schwächlicher Mann.

Er trat zu dem unbeweglich stehenden Jungen hin und legte die Hand auf dessen Arm: „Warum hast Du nichts gelernt?“

Der Junge verharrte in Schweigen. Stand da und hielt die Augen gesenkt wie zuvor.

„Verdammter Schlingel!“ Die hageren Wangen des Lehrers rötheten sich. „Faul und verstockt. Einer wie der Andere. Bist Du vielleicht stumm geworden?“ Er beugte sich zu ihm nieder und sah ihm von unten herauf in die Augen, wich aber sogleich von ihm zurück. Ein Ausdruck von Ekel überflog sein Gesicht: „Ja, um Gottes willen, Junge, wie riechst Du denn?“

Einige lüchelten, Andere lachten hell auf. Der Gegenstand all dieser Aufmerksamkeit warf einen scheuen, hilflosen Blick um sich, wollte Etwas sagen.

Seine Lippen öffneten sich . . . Doch es blieb bei dem bloßen Versuch. Sein Mund schloß sich aufs Neue und die Augen hefteten sich wieder auf den Fußboden.

„Dein Rock ist ja ganz beschmutzt,“ fuhr der Lehrer voll Erbitterung fort. „Und riecht, daß Einem übel werden könnte . . . In solchem Rock kommt man nicht in die Schule. Das ist eine Schweineerei!“

Jetzt endlich that der Werner den Mund auf: „Hab' keinen anderen.“ Heiser kam es heraus und widerwillig, als wenn es dem Jungen Mühe und Pein verursachte, die paar Worte herauszupressen.

„So?“ Der Lehrer sah ihn ein Bißchen milder an. „Hast keinen andern. Aber eine Mutter hast Du ja wohl? Warum hat sie Deinen Rock nicht gereinigt?“

Der Junge schluckte plötzlich auf. Ein merkwürdiges Schlucken wars: trocken und theänenlos. So unkindlich. „Krank!“ brachte er mühsam hervor. Und sonst nichts.

„Also krank ist sie, Deine Mutter,“ sagte der Lehrer. Er war schon ganz mild geworden. „Seit wann denn?“

„Seit heute Nacht.“ Er hob die Augen zum Gesicht des Lehrers empor. „Ich hab' heute Morgen lernen wollen, Herr Lehrer. Gestern hab' ich nicht lernen können. Der Kopf hat mir so weh gethan. Und heute hab' ich in die Apotheke laufen müssen und dann der Mutter Umschläge machen . . . Sie hat Niemanden als mich.“ Der Junge sprach ein gutes Deutsch, was dem Lehrer wohlthat. Der in den wiener Vororten übliche rohe Jargon, den er Tag vor Tag zu hören bekam, war ihm verhaßt. Der Werner Adolf stammte aus Deutschböhmen. Er sah auch nicht roß aus, der Junge. Nur blaß und verkümmert. War auch klein und schwächlich für seine elf Jahre. Und was für einen sonderbaren Blick er hatte! Einen so verzweifelten Blick.

„Na, seh' Dich!“ sagte der Lehrer mit sanft klingender Stimme. „Das nächste Mal, wenn ich Dich prüfe, wird es wohl gehen. Und Deine Mutter wird wieder gesund werden.“

Was die Strenge nicht erreicht hatte, bewirkten die freundlichen Worte, der freundliche Ton: der Junge schlug die Hände vors Gesicht und brach in ein herzzerreißendes Weinen aus. Sein armer magerer, kleiner Körper wurde wie vom Fieber geschüttelt. „Na, na, Werner!“ Der Lehrer blickte hilflos um sich. „Stehts denn so schlimm mit seiner Mutter?“

Die Anderen saßen einander an, zögerten . . . Dann sagte Einer mit halbblauer Stimme: „Der Vater schlägt halt so viel, seine Mutter.“

„Wann er betrunken ist, der Vater,“ ein Zweiter.

„Und der Vater ist halt fast jede Nacht betrunken“, ein Dritter.

„Und der Werner Adolf hat halt seine Mutter gern, Herr Lehrer“, ein Vierter.

„Heut hat er ihr helfen wollen,“ nahm wieder der Erste das Wort. „Und da ist seinem Vater übel geworden und er hat dem Werner seinen Rock angespien . . . Und die Mutter liegt mit verandernem Kopf im Bett. Meine Mutter war bei ihr. Wir wohnen im selben Haus wie der Werner. Und Kopfweh hat er auch nur von die Schläg', die ihm der Vater auf 'n Kopf giebt . . .“

Und zwischen all diesen Worten erklang, wie die jammervolle Begleitung zu einem trüben Liede, das herzzerreißende Weinen des kleinen Adolf Werner.

Der Lehrer war blaß geworden. Jetzt räusperte er sich vernehmlich. „Es ist genug. Regt ihn nicht noch mehr auf. Und Du, Werner Adolf, höre auf, zu weinen. Verneen mußt Du ja doch. Gerade Du. Mußt recht brav und fleißig sein, damit Deine Mutter einmal eine Stütze an Dir hat.“

Der Junge hatte zu weinen aufgehört und sich gesetzt. Der Lehrer streifte ihn mit einem flüchtigen Blick: „So ist's recht.“ Wenn es nur nicht so verzweifelte Augen hätte, dieses Kind! Wie viel Roheit, Verkommenheit und vorzeitige Vasterhaftigkeit hatte der Mann in der Schule kennen gelernt, während der zehn Jahre seiner Lehrthätigkeit! Aber auch wie viel Kinderelend! Und das ertrug er nicht.

„Ein Hundeleben, wahrhaftig!“ Mit einem trostlosen Achselzucken kehrte er an sein Pult zurück. Und der Unterricht nahm seinen Fortgang.

Die Schule war zu Ende und die Jungen stürzten fort. Es ging lärmend zu. Nur der Werner Adolf verhielt sich still. Ging auch sehr langsam. Es drängte ihn nicht, nach Hause zu kommen.

Einer der Jungen, der pausbäckige, gutmüthige und lustige Simmerl Franz, hatte sich ihm angeschlossen. Auch ein armer Teufel. Aber immer bei guter Laune. Und baute in Einem fort Luftschlösser. „Weißt Du, was ich thun möchte?“ sagte er zum Werner Adolf. „Nach Amerika möchte ich. Da kann man köstlich reich werden.“

„Ich geh' mit Dir,“ sagte der Adolf gedankenvoll.

Der Franz war gleich dabei. „Wir kommen schon mit. Auf'm Schiff, m' in' ich. Und bis Triest betteln wir uns durch. Man wird wohl auch von Triest aus nach Amerika können?“ schloß er in fragendem, ein Wenig zweifelhaftem Tone.

„Wahrscheinlich“, erwiderte der Adolf gleichgiltig. „Oder wir gehen nach Afrika. Nur weit, weit fort!“

Er starrte mit sehnsüchtig gespanntem Ausdruck in die Ferne. . . Und sagte dann unvermittelt: „Gestern hat wieder Einer Einen totgestochen. In der Zeitung steht's.“

„So?“ Den Franz interessirte Das nicht sonderlich. „Warum denn?“

„Weiß nicht“, sagte der Adolf wortkarg. „Ob es wohl schwer ist?“ setzte er nach einer kleinen Pause nachdenklich hinzu.

Der Franz glopste ihn an: „Was?“

„Einen Menschen umzubringen.“

„Probir' es!“ Er lachte. „Aber Du,“ sagte er dann mit wichtiger Miene, „wenn mans thut, wird man aufgehängt.“

Der Adolf schwieg. Und nach einer Weile sagte er: „Neulich hat eine Frau ihren Mann vergiftet. Ich möchte wissen, wo man Gift bekommt.“

„Beim Apotheker“, sagte der Franz.

„Das weiß ich schon. Aber er giebt es ja nicht her. Ich hab' einmal Gift kaufen wollen. Doch er hat mir keins gegeben.“

Der Franz machte große Augen. „Warum hast Du es denn kaufen wollen, das Gift?“ fragte er verwundert.

Der Adolf sah ihn mit seinen verzweifelten Augen unterwandt an. „Ich habe Einen umbringen wollen,“ kam es kaum vernehmlich über seine Lippen.

Dem Franz wurde ein Wischen unheimlich zu Muth. „Geh, hör' auf“, sagte er und lachte dumm.

Der Andere besann sich. „Es war ja nur ein Spaß“, rief er in verächtlichem Ton und trennte sich von dem Kameraden. Sie verstanden ihn ja doch nicht. Kein Einziger. Wozu sich Einem anvertrauen wollen? Es war ja doch umsonst.

Aber nach Hause ging er nicht. Er setzte sich auf eine Bank am Weg, schob die Hände in die Hosentaschen und brütete vor sich hin.

Diese Angst vor seinem Zuhause! Dieses Frauen! Jedesmal war es ein harter Entschluß, den Schritt heimgulentes. In weitem Bogen schlich er um das Haus herum, blieb hundertmal stehen, ging zurück, sprach sich selbst Muth zu: „Endlich muß es ja sein. Und die Mutter wartet. Und vielleicht ist er heute einmal nicht betrunken“ . . .

Ja, wenn die Mutter nicht wäre! Dann ließe er auf und davon. Bis ans Ende der Welt. O, so weit, so weit . . . Aber die Mutter war da. Und er mußte bei ihr bleiben, mußte leben für sie. Der Lehrer hatte es heute auch gesagt. Und so durfte er nicht fortlaufen. Aber schrecklich war es. Schrecklich war sein Leben.

Und Eins ließ ihn nicht mehr los. Es schlich ihm nach vom Heim bis in die Schule. Es hockte neben ihm auf der Schulbank, es begleitete ihn zurück nach Hause. Und wenn er in der Nacht erwachte, war es wieder da. Immer war es da: „Wenn er nicht wäre! Wenn er tot wäre!“ Der Feind, der Bedränger, der Lebensvergifter. Der Vater. Sein Schreckgespenst. Sein Teufel. Wenn er ihn die Treppe heraufstorkeln hörte! Wie da sein Herz schlug. Diese namenlose Angst. Und wenn er endlich herein taumelte . . . und über die Mutter herfiel . . .

Ueber die Mutter, die den ganzen Tag arbeitete; oft auch die halben Nächte. Für den Mann, das Kind und — zuletzt — auch für sich. Die Ernährerin, die Erhalterin. Oft hatte der Knabe sie, blutig geschlagen, am Boden hingestreckt liegen gesehen . . . Ungezähnte Male.

„Wenn er tot wäre!“

Ja, Muth müßte man haben. Ein rascher Stoß ins Herz. Mit dem Taschenmesser. Oder Gift haben, Gift . . . Und das schüttet man ihm in seinen geliebten Brauntwein . . . Da war es wieder, das Unsichtbare, das ihn nie verließ. Hatte ihn wieder gepackt und hielt ihn fest.

„Wenn ich ihn umbrächte!“

Aufhängen? Wochten sie ihn dann aufhängen. Was lag daran! Aber die Mutter . . . ?

Ja, die Mutter. Und er mußte nach Hause. Sehen, wie es ihr ging. Ob sie ihn nicht brauchte.

„Vielleicht schlägt er sie noch einmal tot. Dann bringe ich ihn um. Dann sieht sie es nicht mehr und sie mögen mich aufhängen. Der Mutter thut es dann nicht mehr weh.“

An Gott dachte der Elfsährige nicht. Nicht einen Augenblick. Zu einem

Gotte, der ihm solchen Vater gegeben, konnte er kein Vertrauen fassen und konnte nicht beten zu ihm. Er konnte einfach nicht mehr. Es half ja doch nicht!

Als er endlich, zögernd und scheu wie immer, nach Hause geschlichen kam, fand er die Mutter außer Bett. Mit verbundnenem Kopf hochte sie am Herd und stückte an irgend Etwas herum. Ihr rechtes Auge war arg verschwollen.

„Bist endlich da?“ fragte sie den Knaben in unfreundlichem Ton. „Wirst noch ein Vandsstreicher werden, wenn Du es so weiter treibst . . . War nichts zu essen solltest Du kriegen, wahrhaftig! Da stehst auf dem Herd,“ sagte sie milder hinzu. „Nimm Dir die Schüssel hinein ins Zimmer und is. Hier bist Du mir nur im Wege.“

„Hab' keinen Hunger,“ murmelte das Kind.

„Na, dann is später. Der Hunger wird wohl kommen.“

Der Junge sah die Mutter an und schlief dann wortlos in die Kammer nebenan, in der er und die Eltern wohnten und schliefen. Eine andere Stube hatten sie nicht. In der Nähe der Thür ließ er sich auf dem Fußboden nieder, zog die Beine herauf zum Kinn und umschlang die Knie mit den Händen . . . In dieser Stellung verharrte er unbeweglich. Jetzt sang sie wieder an, die schreckliche Angst. Das Warten auf ihn: So war es Tag vor Tag, Jahr vor Jahr. Immer war er in Angst.

Die Mutter hatte Besuch. Ihre Nachbarin, eine Tagelöhnersfrau, leistete ihr Gesellschaft. Sie hatte sich, um die Feuerung zu sparen, auf dem Herd der Mutter ihr Bißchen Essen gekocht und war da geblieben, weil ihr vor dem Alleinsein graute. Ihr Mann hatte schon seit einer Woche keine Arbeit. Durch das Kommen des Jungen war das Gespräch der beiden Frauen unterbrochen worden. Jetzt nahmen sie es wieder auf.

„Wenn man so nichts haben will als Arbeit!“ sagte die Nachbarin, ein schwächliches Weiblein mit stets verweinten Augen, in klagendem Ton. „Heute ist schon der siebente Tag. Und er findet nichts. Und leben muß man ja doch! Und ich bin so schwach seit dem letzten Kind . . .“

Die Andere nickte. Sie hatte keine Bülge, sah aber, trotz ihren fünfundsiebzig Jahren, schon alt und hart aus. An den Schläfen war ihr Haar bereits ergraut.

„Das Schlimme ist bei mir, daß ich arbeiten könnte, wenn er mich nicht immer wieder krank machte“, sagte sie. „Wie soll ich denn waschen und plätten, geschlagen wie ich bin! Den rechten Arm kann ich heute kaum heben.“

Ohne Klage wurde es vorgebracht. Die Werner klagte und weinte selten.

„War er denn immer so arg?“ fragte die Nachbarin flüsternd.

„Nein. In den ersten drei oder vier Jahren ging's. Sonst hätte ich ihn nicht genommen.“

„Meiner ist gut,“ sagte die Nachbarin. „Hat mich nie geschlagen. Und wenn er was verdient, bringt er es nach Hause. Aber er verdient wenig. Und jetzt gar nichts. Dazu die ewigen Kinder. Die fressen Einen auf.“

„Ja, die Kinder.“ Die Werner zog die Stirn kraus. „Sieben hätte ich heute, wenn sie nicht alle gestorben wären bis auf den Adolf. Ein wahres Glück, daß es so gekommen ist. Sonst müßte ich mit ihnen ins Wasser gehen.“

Wüßte mir, meiner Seel', keinen anderen Ausweg. Und dann" — sie senkte die Stimme — „war er schon ein Sünder, als er sie mir gemacht hat. Alle sechs hat er in der Trunkenheit gezeugt. Und aus solchen Kindern wird nichts Gutes, hab' ich gehört. Wer weiß, was ich mit dem Adolf noch erlebe!"

Drittens lauschte der Knabe. Jetzt zuckte er erschrocken zusammen. Wüßte die Mutter Etwas von Dem, worüber er Tag und Nacht grübelnd sann?

„Die feinen Damen haben es besser als wir“, fuhr die Werner nachdenklich fort. „Und dieser Uebermuth! Wenn Eine zwei Kinder gebären muß, macht sie schon ein großes Geschrei. Und Ammen müssen da sein und Mädchen für die Kinder. Die Gnädige ist zu Allem zu faul, halbt alle Plage mit den Kindern Anderen auf. Die im vierten Stockwerk, Die mit dem blond gefärbten Haar, ist gestern fort von ihrem Mann und den Kindern. Hat es ohnedies so gut gehabt! Ein Leben wie im Paradies, sage ich Ihnen. Die Herren lassen sich ja von ihren Weibern auf die Köpfe steigen! Und Das macht die Gnädigen ganz verrückt. Jeden Tag hört man von einer anderen Scheidung. Und Liebhaber müssen die Gnädigen haben. Und die Herren arbeiten für ihre lieben Frauen. Wie es Unsereinem dagegen ergeht! Sie sollten nur einmal für vier- undzwanzig Stunden in unserer Haut stecken, die Gnädigen: dann würden ihnen alle Dummheiten und der ganze Uebermuth ausgetrieben werden.“

Angestrengt lauschte der Knabe. Es gab also auch glückliche Frauen? Und schon packte sie ihn wieder, die entsetzliche Angst: „Weich wird er da sein... Und dann fällt er wieder über sie her. Und sie kann wieder nicht arbeiten“...

„Ja, die Scheidung“, fuhr die Werner fort. „Für Unsereinen giebt es so was nicht. Ich hätte den Mann nach wie vor auf dem Halse und er würde nur noch ärger... So lange er lebt, werde ich ihn nicht los.“

„So lange er lebt.“ Der Junge hatte zitternd aufgehört. „Will sie, daß ichs thue? Will sie?“ Diese namenlose Angst. Würger, würgender als jemals zuvor. „Wenn ich ihm entgegenstürze und ihm das Messer in den Leib renne, schnell, schnell...“

„Und der Adolf“, hörte er die Mutter sagen. „Ich werde aus dem Jungen nicht klug. Er ist so verschlossen. Und so merkwürdige Augen hat er. Kann Einem auch nicht ins Gesicht sehen. Und den Vater haßt er. Mein Gott, ja: Gutes hat er nie von ihm gehabt. Aber sein Vater ist er und bleibt er. Es bringt einem Kinde keinen Segen, wenn es den Vater haßt oder die Mutter, so böse Die auch sein mögen.“

Schwer, schwer schlug dem Jungen das Herz. Zum Zerspringen. Sie wollte es nicht haben. Jetzt mußte er's. Und er mußte es thun. Etwas in ihm rief Tag und Nacht. Und diese grauenhafte, würgende Angst...

„Wenn ich nur nicht Schlimmes mit ihm erlebe“, sprach die Mutter weiter. „Bei so verschlossenen Menschen muß man auf Alles gefaßt sein. Und besser ist's noch, die Kinder begraben, als Schande erleben mit ihnen. Das wäre mir das Ärgste. Ärger als alles Andere.“

Der Junge stand auf. Warf zuerst einen verzweifelten Blick auf die Thür und schleppte sich dann zum Tisch hin. Auf den brugte er sich herab und fing an, in eins seiner Schulhefte zu schreiben. Mit sicherhafter Gilt glitt seine lebende Hand über das Papier hin...



„Gleich wird er da sein. Ich spüre es. Ich habe solche Angst. Und thun darf ichs nicht. Sie will es nicht haben. Und ertragen kann ichs auch nicht mehr. . .“

„Schöne Worte gebe ich ihm nie“, sagte die Mutter einstweilen zur Nachbarin. „Aber er ist mein Liebstes. Und darum möchte ich, daß ein braver und tüchtiger Mensch aus ihm wird, an dem ich Freude erleben und auf den ich stolz sein kann. Mit dem Bergärzten erreicht man Das selten.“

Diese Worte hat er nicht mehr gehört. Er war fertig mit dem Schreiben und ließ das Drest offen auf dem Tische liegen. Kroch zum Fenster hin, öffnete es und stieg aus der ebenerdig gelegenen Stube hinab in den Hof. Dann rampte er wie ein gehetztes Wild nach der Hausflur, hastete die Treppen empor. . .

„Er ist ja brav“, sagte die Nachbarin in der Küche, „lernt gut. . .“

„Das schon. Der Herr Lehrer ist zufrieden mit ihm. Er hat einen hellen Kopf. Aber diese Verschlossenheit! Es wird mir oft angst und bang, wenn ich ihn ansehe. . .“

„Herr Jesus! Was war Das?“ Die Nachbarin war aufgesprungen. „Als wenn ein großer Vogel von oben herab gefallen wäre!“

„Und wie es aufgeschlagen hat!“ sagte die Werner. „Das muß etwas Schweres sein. Ein Vogel kann es doch unmöglich sein, Nachbarin! Hier giebt es keine großen Raubvögel. Sehen Sie doch nach, was es ist. Es muß ja im Hofe auf der Erde liegen.“

„So schnell wie ein Blitz ist's niedergefahren“, sagte die Nachbarin eifrig. „Und einmal hat es sich in der Luft überschlagen. An allen Fenstern stehen sie schon und schauen hinunter. . .“

„Glaub' es wohl“, sagte die Werner gleichgiltig. „Wenn sie nur was zu gaffen haben. Ich stehe deshalb nicht auf. Mir thun alle Knochen weh.“

Die Nachbarin ist bereits am Fenster und macht es auf. Doch sogleich taumelt sie zurück: „Herr Gott im Himmel! Es ist ein Kind!“

Der Werner ist, als ziehe sie Etwas an den Haaren empor. Doch schnell will sie sich beruhigen. Ein fremdes Kind ist's. Natürlich ist's ein fremdes. Der Adolf sitzt ja brinnen in der Stube und macht seine Schularbeiten.

„Ein Bub?“ stößt sie heraus.

„Ja, ein Bub. Es sind schon Leute da, die ihn aufheben. Vom vierten Stock hat er sich herabgestürzt, sagen sie. Jetzt tragen sie ihn vorüber. Barmherzige Muttergottes! Das ist ja. . .“

Die Werner ist in die Höhe getaumelt.

„Nein!“

Mit den großen und wankenden Schritten einer Trunkenen geht sie zur Thür hin, stößt sie auf, blickt hinein die Stube.

Die ist leer, das Fenster offen. Da schlägt die Werner wie ein Stück Holz zu Boden. Sie ist — zum ersten Mal in ihrem jammervollen Leben — ohnmächtig geworden.

So still war es noch nie in dem Schulzimmer gewesen wie an diesem Morgen. Keiner der Jungen rührte sich. Und Aller Augen hingen unverwandt an den Lippen des Lehrers, der, im Gesicht etwas bleicher als sonst, mit nicht

ganz sicher klingender Stimme ihnen die Kunde brachte, daß ihr lieber Mitschüler, der Werner Adolf, gestern Abend plötzlich gestorben sei. Ein Sturz aus dem Fenster. Ein unglücklicher Zufall. Der Junge sei auf das Fensterbrett gestiegen, habe sich wohl zu weit hinausgebeugt und dabei das Gleichgewicht verloren. Morgen werde er bestattet und alle seine Mitschüler wollten, mit seinem Lehrer an der Spitze, ihm das letzte Geleit geben.

Jetzt begannen die Jungen, unter einander zu flüstern. An den unglücklichen Zufall glaubte kein einziger. Und der sonst so lustige Simmerl Franz vergoß heiße Thränen: „Nach Amerika oder gar nach Afrika hat er mit mir wollen. Weit, weit fort hat er wollen. Und jetzt ist er so weit fort, daß ich ihm nicht nachlaufen kann . . .“

Am Abend, als des Tages Mühe und Lust vorüber war, suchte der Lehrer die arme Wohnung seines toten Schülers auf.

Er fand die Mutter in der Küche, neben dem kalten Herd, auf einem Schemel hockend. In der Stube nebenan hörte man den Mann schnarchen, der da seinen jüngsten Knäuel verschlief.

Die Frau blickte kaum auf, als sie den Lehrer eintreten sah.

„Ach, der Herr Lehrer!“ sagte sie und sonst nichts. In ihrem Schoß lag ein blaues Schreibheft; und auf dieses richtete sie die starr blickenden Augen. Auf die Abschiedsworte ihres Kindes.

Der Lehrer wachte nicht recht, was er sagen sollte . . . „Stumpfsinnig oder vom Schmerz versteinert?“ fragte er sich, indem er das unbewegliche, harte Gesicht der Frau betrachtete.

Dann fing er mit allgemein gehaltenen Beileidsversicherungen an. Es sei ein schwerer Verlust für sie, der Junge sei so brav gewesen und so gut . . .

Sie schnitt ihm das Wort ab.

„Unglücklich war er, Herr Lehrer. So unglücklich wie nur je Einer auf dieser Welt . . .“ Sie verstummte wieder und sah aufs Neue das blaue Heft an.

„Was ist's mit diesem Heft?“ fragte der Lehrer.

Schweigend hielt sie es ihm hin. Er griff danach, schlug es auf.

Und da stand in steiler, ungelibter Kinderschrift geschrieben: „Veb' wohl, liebe Mutter. Ich will Dir keine Schande machen. Und es ruht immer in mir, daß ich's thun soll. Und er ist mein Vater. Ich darf ihn nicht umbringen. Du willst es nicht haben. Liebe Mutter, verzeih' mir. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Er ist zu schlecht gegen Dich und ich ertrage es nicht mehr. Liebe Mutter, leb' wohl. Liebe Mutter, verzeih mir. Und vergiß nicht ganz Deinen unglücklichen Sohn Adolf.“

Der Lehrer legte das Heft zurück auf den Schoß der Mutter. Er war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„Du arme, seine kleine Seele!“ sagte er am Ende.

Die Frau sah ihn mit ihren starren Augen an: „Ja, Herr Lehrer. Und er ist gut aufgehoben. Ich gönne ihm die Ruhe. Und ich mache es wohl auch nicht mehr lange . . .“

Rasch ging der Lehrer hinaus. Er hielt die Thränen nicht mehr.



## Die Tragoedie.

Gedanken zum Drama und andere Aufsätze über Bühne und Literatur.  
München, Georg Müller.

Ich möchte aus diesem Buche, das auch meine in der „Zukunft“ erschienenen Essays enthält, als Probe meine Anschauung von der Tragoedie hier mittheilen:

Die Tragoedie ist eine Wesenssteigerung des Dramas, eine Potenzirung der dramatischen Form, ein notwendiges Entwicklungsergebniß aus der Thatfache Drama. Tragik und Drama stehen in einem organischen Zusammenhang.

Aus der Aufgabe des Dramas, vor Vielen vorgestellt zu werden, aus der Nothwendigkeit, Willensspannung zu erzeugen, weil nur sie die Unterschiede der Einzelnen aufhebt, eine Menge zusammenschmilzt und zur einen, gemeinsamen — und dadurch gesteigerten — Aufnahme eines Werkes fähig macht, kurz: aus den Bedingungen des Theaters ergibt sich als Thema für das Drama die Darstellung eines Kampfes. In der Wirklichkeit packt und spannt uns jeder Kampf, der Wetlauf der Pferde, ein Prozeß, ein Ringkampf. Wir wissen, daß der Kampf auf der Bühne, im Sinn der Alltagswirklichkeit, unwirklich ist; wissen auch, daß die Wucht und Spannung, mit der ein Kampf uns ergreift, von seinem Gewicht, von dem Maß an Wirklichkeit abhängig ist, das wir in ihm sehen. Wirklichkeit: darin liegt Alles. Kein Problem, kein gedachter möglicher Fall, sondern ein Gegenwärtiges, Seiendes allein ergreift uns. Alle Mittel der Bühne sind auf dies eine Einzige gerichtet: die Täuschung, die Illusion möglichst vollständig zu machen. Und alle diese Mittel müßten allmählich völlig versagen, wenn sie nicht die Kraft einer tieferen, nicht nur vorgetäuschten Wirklichkeit trüge und ihnen mit der Beziehung auf diese Wirklichkeit Bedeutung gäbe. Auch der Kampf, den das Drama uns vorführt, muß ein wirklicher Kampf sein. Er muß die Wirklichkeit der Dinge für uns haben, die nicht zu Tage treten können, so lange der Kampf in der groben Welt der Faustkraft oder des geschriebenen Rechtes geführt wird; die erst aus ihrem Bann gelöst werden, wenn das äußere Bild des Kampfes nur künstlerischer Schein ist; die in unserem Inneren eine reinere Entscheidung verlangen, als sie die bunte, zufallsvolle Welt je bietet, und deren Kampf vielleicht doch unentscheidbar ist, nur ein Ende, keine Lösung findet; deren Wirklichkeit da beginnt, wo die der sichtbaren Dinge endet. Die Leben zugehenden und fördernden Mächte, die in unserem zur Bewußtheit gesteigerten Fühlen und Wollen herrschen, denen wir unterthan und hingegeben sind, auf denen wir beruhen, aus denen unsere Kraft und unser Glück fließt, deren Willenswirklichkeit aus unserem Inneren heraus alle andere Wirklichkeit so überwächst, wie uns unser Wille wirklicher wird als die Dinge: diese Lebensmächte treten in einer Reihe von Situationen, die das Leben immer wieder heftigführt, in Kampf. Nur hier, wo Mächte, die wir, kraft unserer Veranlagung, nie als möglich, sondern immer als wirklich, als unausschaltbar empfinden, mit einander ringen, hat der Kampf jene ewige Wirklichkeit, die wir als notwendig für die dauernde Wirkung des Dramas erkannt. Man kann es in anderen Worten sagen: was uns beim Anschauen eines Ringkampfes spannt und erregt, ist das Gefühl, daß dieser Kampf wirklich ist. Unsere Spannung beim Anschauen eines nur dargestellten Kampfes wird allein erweckt, wenn er uns in unserem ethischen Wollen packt und

mitreißt. Wir müssen uns daran erinnern, daß nur der Kampf nicht allzu unerbittlicher Gegner Dauer und Steigerungen hat, wie sie das Theater erfordert. Wir gewinnen also für das Drama, das nicht auf seinem ganz frühen Standpunkt eines einfachen Kampfes stehen bleiben soll, die Bestimmung, daß es ein Kampf sein muß zwischen berechtigten, ihrer Natur nach Leben fördernden, zeugenden, wirklichen Mächten. Es liegt in der Größe und letzten Unüberwindlichkeit solcher Gegner begründet, daß dieser Kampf zu keiner endgiltigen Niederlage eines Gegners führen kann, wohl aber, daß er zur völligen Verwüstung des Schlachtfeldes führen muß.

Diese Mächte, könnte man denken, müßten sich in verschiedenen Menschen als höchste Gebote entzünden; und das Drama müßte nun diese Menschen im Kampfe uns vorführen. Aber da würden die Lebensmächte nicht selbst mit einander ringen. Sie sind geistiger Natur: nur in der Seele eines Menschen können sie im Kampfe hart an einander kommen. Wir gewinnen also, rein aus den Bedingungen des Dramas heraus, die Bestimmung, daß der dramatische Kampf ein weltlicher Konflikt sein muß zwischen Leben zeugenden Mächten, die hier — entsprechend ihrer Unverletzbarkeit und Ubergewalt — furchtbar und Leben zerstörend werden. Dieser Konflikt führt zu einer Ausweglosigkeit, zu einem Opfer, zum Untergang. Unser Gefühl fordert den Untergang als Abschluß eines Konfliktes, in dem das Recht einer Lebensmacht verletzt werden mußte; es verlangt, den Ausgang des Kampfes zu sehen, der erst mit dem Tode des Konfliktträgers gegeben ist. Denn in dem künstlerisch geschauten Charakter — der in der Größe und Einfachheit der Linien, mit denen er nur gegeben werden kann, keine Schlupfwinkel für die kleinen Kompromisse des täglichen Lebens bietet — kann kein Friede mehr sein, auch wenn der Willenskonflikt erloschen ist. Unser Gefühl aber verlangt, daß die Kampfsituation gelöst, der Leben fördernde Friede zwischen den großen Lebensmächten ganz wiederhergestellt werde. So folgt der Untergang des Helden mit Nothwendigkeit aus den Bedingungen des höchstensteigerten Dramas als die einzige volle Erlösung unseres angespannten Gefühles.

Aber damit, daß dieser innerliche Kampf, dieses über Personen und Gruppen wie mit ringenden Flammen hinübergreifende Streiten von ungeheuren Lebensmächten Thema geworden ist, ist der Kampf von Menschen gegen Menschen, aus dem das Drama einfacher Form bestand, nicht ausgeschlossen. Es ist klar, daß ethische Konflikte, Konflikte, in denen die Entscheidung so schwerwiegend ist, daß sie die innere Lebensmöglichkeit des Entschendenden aufhebt, nicht nur in innerlichen Zweifeln bestehen können, sondern daß sie nothwendig die Quellen von Thaten und Leiden, äußeren, sichtbaren Thaten und Leiden, eines Kampfes auf Leben und Tod, sein müssen, daß also der innerlich für unser Gefühl bedingte Untergang des Helden auch äußerlich wahrscheinlich oder doch möglich ist. Eine Situation stellt nur dann einen schweren ethischen Konflikt, wenn sie auch einen äußeren Kampf birgt, also im Sinne des einfachen Dramas dramatisch ist. Ein doppelter Kampf geht also aus solcher Situation hervor: der sichtbare der Menschen und der unsichtbare der Leben erhaltenden Mächte. In ihrer tiefen schicksalhaften Zusammengehörigkeit können wir sie nur erleben, wenn sie in einer großen kontrapunktischen Komposition, in ständiger Wechselwirkung an uns vorübergeführt werden; wenn das Ende des Helden das äußere Ergebniß des äußeren Kampfes und das innere Ergebniß seiner ethischen Entwurzelung ist und wenn es in dem Augenblick eintritt, wo diese beiden Momente in höchster Steigerung zusammentreffen.

Der gemeine Sprachgebrauch bezeichnet es als tragisch, wenn ein großes Glück und ein schwerer Schmerz zeitlich so zusammentreffen, daß sie einander an der Entfaltung im Gefühl behindern. Das nur zeitliche Zusammengebundensein zweier tiefen Gegensätze erscheint dem eindringenden Blick nicht als innig genug, um es tragisch zu nennen. Ueberall aber, wo Freude und Leid, Glück und Unglück, Jubel und Schmerz, Erfüllung und Verlust in Eins geschmiegelt sind, aus einer Quelle fließen, unlöslich organisch verbunden hingenommen werden müssen, da entsteht in uns der Gefühlskonflikt, den das Wort „tragisch“ bezeichnet. Der Reiz, den das tragische Gefühl auf uns ausübt, beruht in seinem Doppelcharakter, beruht in seiner den Menschen überschauenden Seltsamkeit, in der verwitrenden Gegensätzlichkeit, mit der es uns wie mit Fieberkrüften durchdringt. Es lockt uns, wie der Abgrund uns lockt. Tragische Dinge haben weiter einen gewissen Formreiz. Tragik ist eine Form wie das Epigramm, ist ein antithetisches Spiel, ist das witzige Paradoxon, dessen eingeborene Gegensätze sich nicht mehr im Schmerz, sondern, nun das Ganze in Lebensgröße verwandelt ist, in blutigem Kampf aufheben.

Soll das tragische Gefühl in uns erwachen, so ist nöthig, daß ein werthvoller Mensch gerade in seinem Werth Grund und Anlaß seines Unterganges trägt. In werthvollen Menschen allein entstehen Konflikte großer Lebensmächtigkeit; sie beweisen eben dadurch, daß solche Mächte, daß hohe Werthe in ihnen leben. Allein werthvolle Menschen können in die großen Konflikte gerathen. Und erst in den großen Konflikten entsteht und bewährt sich ihr Werth. Hier haben wir das tragische Epigramm. Was sich als die notwendige Wesenssteigerung des Dramas darlegte, zeigt sich unter diesem Gesichtspunkt deutlich als die Tragödie. Wie aus dem ungebändigten Willenschaos mit Nothwendigkeit einmal der ethische Charakter hervorgehen mußte, so mußte sich das Drama nothwendig einmal zur Tragödie steigern.

Wenn uns nicht zweifelhaft ist, warum uns das Drama Genuß bietet, so braucht uns auch nicht zweifelhaft zu sein, warum die Tragödie es in erhöhtem Maße thut. Wir brauchen keine Grausamkeitwollust und andere psychologische Argumente zu Hilfe zu rufen. Wir genießen nicht den tragischen Untergang des Helden, sondern wir nehmen ihn hin als die notwendige Bedingung des erhöhten und gesteigerten Dramas, das ihm voranging. Denn in der Tragödie ist nicht nur die Wirklichkeit des Dramas gesteigert, sondern seine wesentliche Form, die unerbittliche Vorwärtsbewegung. Sobald das Gefühl in uns wächst, daß der Untergang des Helden kommen wird, erhöht nicht nur unsere Erregung die abwärtsstreibende Bewegung des Bühnengeschehens: diese Bewegung wird für unser kritisches Gefühl auch zwingender, unbeirrbarer. Wir fühlen: der herandrohende Untergang des Helden verflucht die Motive, daß sie keine Auslösung finden, daß sie — sich stets erneuernd, sich neu verbindend — in immer ängstlichere Spannung einsenken müssen. Er ist der gewaltigste Bewegter der Handlung, die er mit dem Magnetismus der Katastrophe vorwärtsreißt. Er wirkt aus der Zukunft in Gegenwart und Vergangenheit zurück. Er ist schlechthin das Schicksal.

Die Bewegung der Tragödie liegt nicht nur in dem „Woher?“ sondern auch in dem „Wohin?“



## Amerika.

Die große Mehrheit, die den Präsidenten Roosevelt wiedergewählt hat, spricht sich in ihrem Votum zugleich eigentlich für die Fortdauer des amerikanischen Trustwesens aus; und diese geschäftliche Bedeutung der Wahl geht über die politische noch hinaus. Denn die Frage, ob die Trusts feindlich oder freundlich behandelt werden sollen, ist für die ganze Weltwirthschaft wichtig. Deshalb gab es Mittwoch schon in aller Morgenfrühe ein lebhaftes Strahngeschäft vor der londoner Stock Exchange. An dem selben Mittwoch erreichte der Umsatz an der new yorker Börse die bisher beispiellose Höhe von 2200000 Shares; einen Tag vorher hatte der Umsatz noch nicht einmal die Hälfte betragen. Solche Schwankungen sind der Rede werth; und sie erklären, warum seit geraumer Zeit die londoner Tendenz schließlich an den deutschen Börsen immer den Ausschlag giebt. Denn obgleich Berlin auch direkt in New-York viel handelt, bleibt London doch immer noch der mächtige Vermittler. Dieser Einfluß ist aber natürlich verdoppelt, seit auch der Goldminenmarkt wieder rühriges Leben zeigt, an dem Deutschland bekanntlich sehr stark interessiert ist. Die dreizehntausend importirten Kulis haben die Kurse der Transvaalwerthe in die Höhe getrieben. Das gehört aber in ein anderes Kapitel. Heute will ich nur von Amerika sprechen.

Seit einem Jahr geht es den Vereinigten Staaten wieder so gut, daß die Besizenden vor einem Experiment, wie es die Wahl des Herrn Parker gewesen wäre, eine begreifliche Scheu hatten. Die Lage war diesmal ganz anders als in der Zeit, wo Bryan gegen Mac Kinley kämpfte. Damals hatten die Farmer schon eine ganze Weile zu leiden und es kostete Mühe, den Wählern klar zu machen, daß die Silberwährung, die Bryan empfahl, ihnen nicht Nutzen, sondern Schaden bringen würde, sie zu überzeugen, daß gerade der amerikanische Zähler die beste Währung brauche. Jetzt kam es gar nicht erst zu heftigen Kämpfen. Einem zweijährigen Aufschwung war ein Rückschlag gefolgt, der kaum ein Jahr dauerte; und fast eben so lange währt nun schon die Erholung. Selbst Schwarzseher sagen drüber noch kein nahes Ende der günstigen Konjunktur voraus; und die Nacht

Der Wahlsieg ist ein großer Erfolg und auch geistlich. Was aber an diesem Hauptplatz nicht zu erreichen ist, wo aus dem ganzen Westen und aus dem durch die Industrie reich gewordenen Süden das Geld zusammenströmt, ist, wenigstens in größerem Umfang, auch an den (übrigens gar nicht kleinen) Börsen von Boston, Baltimore, Chicago, San Francisco u. s. w. unmöglich. Daß unsere Hüttenmänner ohne besondere Hochachtung von der Weltausstellung in Saint Louis heimkehren, darf uns nicht beirren. Die amerikanische Industrie schreitet raslos vorwärts und der Handel ist so gut organisiert, daß er für diese Industrie unter den günstigsten Bedingungen zu kaufen und zu verkaufen versteht. Sogar die bis vor kurzem noch passiv Textilsfabrikation spielt im Export schon eine Rolle und die dazu gehörige Farbenchemie wird bald aus den Kinderschuhen gewachsen sein. Bewiß bezieht die Union von uns noch manches Produkt, zum Beispiel: das Bisulfür, das doch überall herzustellen ist, namentlich da, wo man Kupfer und Zink leicht rösten kann; solche Thatsachen fallen auf, beweisen im Grunde aber gar nichts. Chromleder, das früher auch von uns bezogen wurde, wird jetzt schon exportirt. Und es ist sicher, daß die Amerikaner auch in der Chemie mit sichtbarerm Erfolg nach Selbständigkeit streben. Die Kaufkraft der

Massen, der wichtigste Faktor für die Berechnung jeder nationalen Wirtschaftskraft, ist drüben eben viel stärker als in Europa; die Farmer und die gelehrten Arbeiter Amerikas, eben, wie, ganz anderen, Fuß, als, ihre, Berufsgenossen, auf, unserer Seite des Ozeans. Strikes werden durchaus nicht immer mit eigenfinniger Zähigkeit durchgekämpft; höchstens noch im Montangebiet, wo die Elemente die Leidenschaften zu steigern scheinen. Selbst die Riesentrusts, die eine ganze Reihe von Aktien in ein einziges Zertifikat verwandeln, das oft genug zum Gegenstande des wildesten Börsenspiels wird, haben die Dauer der Strikes nicht verlängert. Nur wo es an ausreichender Beschäftigung fehlt, lehnt eine Company alle Forderungen der Arbeiter so schroff ab, daß es wirklich zum Ausstand kommt; dann braucht sie sich nicht durch Entlassungen vor dem Lande verhaßt zu machen.

Seit Jahren hat die Bevölkerung ungeheure Reserven, die durch die Einwanderung vermöglicher Leute gemehrt werden. Die Rohstoffe bringen den Vereinigten Staaten den Reichtum. Getreide, Baumwolle, Kupfer, Petroleum, Tabak: Das sind unentbehrlich gewordene Weltartikel, die ein Land mit Goldströmen beschenken. Die Weizenernte ist diesmal mittelmäßig und erlaubt keinen Export. Dafür hat Rußland — ein Glück im Unglück — Riesensmengen geerntet; nur kann sein Handel sich dem amerikanischen nicht von fern vergleichen. Der Russe muß zu jedem Preis verkaufen, weil die Banken in dieser schweren Kriegszeit keine Vorschüsse geben; wegen eines Krieges, dessen Schauplatz Tausende von Meilen vom eigentlichen Lande entfernt ist, muß also die Hauptwaare verschleudert werden. In Amerika haben fünfundsiebenzigtausend Spinner die Arbeit wieder aufgenommen und Baumwolle geht in Riesensquantitäten nach Europa. Der Export der Petroleumquellen soll, so sagt man, nachlassen; dabei braucht die Union selbst von Jahr zu Jahr mehr Petroleum. Die sehr gute Maisernte sichert wohlfeiles Schweinefutter; und in welchen Mengen Schweinefleisch aus Amerika exportiert wird, ist ja bekannt genug. Nicht ganz so bekannt ist die Wichtigkeit anderer Rohstoffe. So geht, zum Beispiel, sehr viel amerikanisches Heu in die britischen Kolonien und in andere Gegenden; und der Umsatzwerth der Heuernte ist noch größer als der der Fleischproduktion.

Dennoch muß die Geldabundanz überraschen. Dem Barumlaf fehlt ja die rechte Elastizität; und die Union hat keine Staatsbank mit Notenausgabe und Diskontierungsfähigkeit für Wechsel. In diesem Mangel darf man aber kein Zeichen rückwärtigen Geistes sehen. In einer freien Demokratie können wirtschaftliche Einrichtungen allzu leicht zu politischen Zwecken ausgebeutet werden. Das weiß der amerikanische Bürger. Sind die großen Eisenbahngesellschaften in der Schweiz nicht politische und parlamentarische Parteilinien ersten Ranges geworden? In Philadelphia gab es ja eine Notenbank, die um die Mitte der dreißiger Jahre (unter Jackson) fallirte; die Noten wurden natürlich bezahlt, aber das ganze Aktienkapital ging verloren. In Amsterdam, wo so viele Nouveaux notirt werden, konnte man diese Aktien freilich noch Jahrzehnte lang mit  $\frac{1}{2}$  oder  $\frac{1}{4}$  Prozent auf dem Kurszettel finden. Daß in Amerika wieder eine Notenbank gegründet wird, ist nicht anzunehmen. Vorzüglich aber ist das new-yorker Clearinghouse geleitet, das sich fast immer entgegenkommend zeigt, doch, wie bekannte Beispiele gelehrt haben, auch die Entschlußkraft hat, unsolid geleitete Banken rücklos auszuschneiden. Kürzlich erweisen sich auch die Versicherungsgesellschaften (es giebt fast nur noch sehr große) und die Sparkassen. Auf vielen Prospekten

stehen Versicherungsgeſellſchaften; ſo bekanntlich auch auf dem der londoner Untergrundbahn; nicht etwa nur, weil die Speyers auch in der Mutual Company ſitzen, ſondern, weil die Mutual eben überflüſſige Mittel hat.

Wie drückt ſich nun dieſe ganze Aufwärtsbewegung an der Börſe aus, wo in Amerika doch faſt alle gewerbliche Thätigkeit finanziert, in Aktien und Bonds und auf den Truſtweegen dann noch einmal in Certifikate umgewandelt wird? Die Hauſſe herrſcht noch nicht ſehr lange. Das iſt leicht zu erklären. Die Eiſenbahnen können ja erſt mit großen Einnahmen auf die Kurſe wirken, wenn der Transport all der Waaren begonnen hat. Auch muß man Herrn Pierpont Morgan das Verdienſt laſſen, daß er das geſunde Syſtem durchgeſetzt hat, deſſen erſte Regel lautet: Alle Betriebsverbesserungen werden aus den Einnahmen bezahlt. Sogar bei den Wagons, für die bisher ſtets Cartruiſtobligationen ausgegeben wurden. Deſhalb wird auch eine Dividende von 4 Prozent jetzt ſchon als günſtig angeſehen; danach iſt der Kurſ der Shares bemessen und die Spekulation kann ſich intenſiv nur noch mit den Eiſenbahnaktien beſchäftigen, denen das große Kapital einen weiten Markt ſchafft. Nur einzelne Induſtrieerwerthe, namentlich die von Morgan ſo theuer gegründeten Steel-Certifikate, erregen bald Furcht, bald überſchwängliche Hoffnung. Dieſe Stahlcertifikate, die zu ungefähr 42 eingeführt und auch von deutſchen Privatleuten eifrig gekauft wurden, waren ſchon bis auf 9 herunter, ſtehen jetzt aber wieder auf 27. Das iſt wohl die Folge beſſerer Marktberichte, nicht größerer Agiotage. Die Eiſenbahnſyſteme, von denen einſt ſo Ungeheures erwartet wurde, haben ſich noch weiter vermindert. Vor einem Jahr gab es ſechs, jetzt giebt es nur noch drei große Durchgangsbahnen (vom Atlantiſchen bis zum Stillen Ocean): die Central Pacific mit der Southern, die Atchifon-Topela-Santa Fe mit den Ocloſamabahn und die Union Pacific mit ihren Miſſouriliniien durch Vermittlung der Denver- und Rio Grande-Bahn. Hauptintereffenten ſind bei dieſen Unternehmungen: die Vanderbilt's, Morgan, die Pennſylvanian Company (mit ihrem Präſidenten Caſcar), Gould (der ſich ipäter mit Rockefeller verbündete und von Harriman berathen wird) und Kuhn, Loeb & Co., das Bankhaus, das ſich, als konſervative Geldmacht, ſonſt mehr mit der Ausgabe von Obligationen (der Mortgagebonds) befaßt. Dazu kommen noch Speyers, die zwar an der Southern längſt nicht mehr intereffirt ſind, durch die Interocéaniſche Bahn ſich aber in Mexiko Macht und reichlich rentirenden Einfluß verſchafft haben. Mexiko geräth überhaupt -- ſo ſehr ſeine Präſidenten ſich dagegen ſträuben -- finanziell mehr und mehr unter die Vormundſchaft der Union.

Ich will ein paar Beiſpiele für die Kurſſteigerungen anführen. Erie gingen in zwei Monaten von 36 auf 43 (wegen Verhandlungen mit einer Cincinnatiabahn, die den Weg nach Ohio öffnet). Readings (die Kohlenbahnen) ſtiegen ſeit einem Vierteljahr von 57 auf 77. Die Vorzugsaktien der Chicago and Great Western (wegen einer Finanztranſaktion mit der Rock Island) in vier Wochen von 50 auf 64. Atchifon, die früher ſchon 97 ſtanden, dann noch und nach bis auf 50 ſanken, ſind wieder auf 88 geklettert. Canadian Pacific gaben ihre jungen Aktien den alten Beſitzern zu Pari; bei einem Kurſ von 136. Das iſt eine große Bahn, die verſchiedene Linien ihrer Provinz kauft, aber in Common Shares zahlt, da ſie nur wenige Preferred Shares emittirt hat. Louisville and Naſhville, vor einem halben Jahr noch unter Pari, ſtehen jetzt 136, da die Baumwolltrans-



porte sehr gute Aussichten gewähren. An diesen Steigerungen hat Berlin ungemein viel verdient, viel mehr als Frankfurt, das sonst mit Amerikanern besser Bescheid weiß, sich diesmal aber zurückgehalten hat. Fraglich ist nur, ob durch Contreminteen den Berlinern nicht wieder ein Theil ihres Gewinnes entrisßen werden wird. Wie die Dinge heute in New-York liegen, können Cliquen zwar Ab- und Zuschläge, aber keine Panne bewirken: die ist nur möglich, wenn das Publikum sich stark betheiliget. Trotzdem kann es natürlich zu Abschwächungen kommen; aber die Boissiers habens in New-York jetzt nicht so leicht wie sonst. Durch unnütziges Verpfänden vieler Papiere kann das Geld künstlich vertheuert werden: und allerlei ähnliche Manipulationen bleiben natürlich immer denkbar.

Die deutschen Börsen ließen sich früher viele gute Aktien entgehen, die, weil sie zu niedrig standen, der Handelskammerweisheit gefährlich schienen und, weil sie den heimischen Aktien Konkurrenz machten, von den Banken nicht gern gesehen wurden. Stets wurde vor ihnen gewarnt. Als ob unsere angestammten Industrie- und Verkehrsaktien sammt und sonders goldsicher wären! So wurden einst Atchison-Topoka zum Kurs von 8 abgewiesen: heute stehen sie 102. Rio Tinto durften zu 250 nicht eingeführt werden: heute stehen sie 1550. De Beers wurden zu 5 abgelehnt: die getheilten Aktien werden heute sogar zu 18 $\frac{1}{2}$  Pfund notirt. In sehr vielen Fällen hat man die Ertragsmöglichkeiten einer nahen Zukunft also falsch geschätzt. Die Gerechtigkeit zwingt aber, zu sagen, daß solche Kurzsicht durchaus nicht nur eine Eigenschaft der berliner Bimanz war. Pluto.



## Ein Brief.

Verehrter Herr Varden, gestatten Sie mir, daß ich Herrn Professor Hasbach (für seine zeitgemäßen Betrachtungen im sechsten Heft dieses Jahrganges) danke. In der That: das Gymnasium verlangt heute nicht zu viel; und wer Das nicht leisten kann, was es verlangt, gehört eben nicht hin. Vor fünfzig, sechzig Jahren wurde nicht weniger verlangt; und damals wurde kein Schüler nervös. Ich habe zwar, obwohl sehr schwächlich und in der Jugend mit allerlei Kland behaftet, keine Vorstellung davon, was die Nervosität ist; aber ich glaube, versichern zu können, daß sie auch keiner meiner Schulkameraden aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat. Wer nicht mit fort konnte, blieb sitzen und ging schließlich ab; doch nervös wurde er nicht. Besonders über die Empfehlung der Internate habe ich mich gefreut. Wenn die heutigen Gymnasialisten an Nervosität (oder wie man das Ding sonst nennen will) leiden — vielleicht itts bei manchen bloß ein chronischer Kopfschmerz —, so trägt ohne Zweifel das viel gerühmte Familienleben die Hälfte der Schuld. Werden doch viele Kinder, bis zu den Babys hinunter, im Winter in Abendkonzerten, im Sommer in Biergärten bis Mitternacht herumgeschleppt; und von Ruhe und fester Ordnung ist auch zu Hause keine Rede. Jedes Frühjahr ärgere ich mich da über, wie die breslauer Zeitungen jammern, daß von nun an wieder die armen Kleinen schon um sieben Uhr in der Schule sein müßten, was besonders am Montag grausam sei. Eine Erholung und Sonntagsruhe, die den Kopf schwer macht, die nicht bewiekt, daß am Montag die Kleinen um sechs, die Größeren um fünf Uhr frisch und munter zur Arbeit sind, ist keine Erholung, sondern eine Pest. Auf unserem Gymnasium waren nur wenige von den dreihundert Schülern Bürgerkinder des Städtchens. Die meisten waren Auswä-

tige; und auch die in Privatquartieren Wohnenden mußten sich der Hausordnung des Konviktes fügen. Im Winter wurde um Halb Sechs, im Sommer um Halb Fünf aufgestanden; von Sechs, im Sommer von Fünf bis Sieben waren „Studien“; im Winter wieder nachmittags von Fünf bis Sieben; die Zeit vor und nach dem Abendessen war frei, aber Ausgehen war nicht erlaubt. Im Sommer wurden die Nachmittagsstudien von Vier bis Sechs, Mittwoch, Sonnabend und Sonntag von Halb Vier bis Viertel Sechs abgehalten; unmittelbar daran schloß sich das Abendbrot, das natürlich nicht mehr als eine Viertelstunde dauerte; dann durfte man ausgehen und die schöne lange freie Zeit — drei bis vier Stunden — wurde auf dem Badeplatz, in Park und Wald zugebracht und mitunter zu weiten Ausflügen verwendet; nur wer Musik übte, Privatstudien trieb, Nachhilfeunterricht gab oder empfing oder einmal mit den Schularbeiten nicht fertig geworden war, blieb ein paar Stunden daheim; sehr selten ging man auf Ausflügen in ein Wirthshaus und trank ein Glas Bier.

Kann ich — bis auf ein Sätzchen — Dasbachs Artikel Wort für Wort unterschreiben, so muß ich doch eine Ergänzung hinzufügen. Das Familienleben mag etwa die Hälfte der Schülerverkränkungen verschulden; die andere Hälfte dürfte der Schulbureaucratismus auf dem Gewissen haben. Nicht das Maß des zu bewältigenden Lernstoffes schadet, sondern, daß dieses Maß von Allen genau auf die selbe Weise bewältigt werden muß und daß das Urtheil über die Leistungen der Schüler streng arithmetisch ermittelt wird. Darüber habe ich mich in meinen Lebenserinnerungen („Wandlungen“, bei Brunow, 1896) ausführlich ausgesprochen. Das Sätzchen, zu dem ich eine Glosse machen muß, lautet: Wenn die Unfähigen nicht erst aus Gymnasium geschickt würden, so würden sie „zeitig für den Beruf vorbereitet werden, zu dem ihre Begabung sie bestimmt“. Das sieht so aus, als wenn diese anderen Berufe schneefüchtig auf neuen Zufluß warteten. Bekanntlich giebt es nur einen solchen Beruf: den der Kuchmägde und der Ochsenknechte; und auch der sehnt sich nicht selbst nach frischen Rekruten, sondern der Stand seiner Herren, die ihn brauchen. Alle anderen Stände sind überfüllt. Daran ist bekanntlich die Uebervölkerung schuld, die man aber vor den Ohren der Maßgebenden nicht nennen darf: in keinerlei Weise, nicht laut und nicht leise. Und daß es trotz der Uebervölkerung an ländlichem Gefinde und an landwirthschaftlichen Tagelöhnern fehlt, daran ist der Staat schuld, der mit Militärdienstzwang, Bildungszwang, Berechtigungswesen, Begünstigung der Großindustrie, Polenpolitik und anderen Dummheiten die letzten Reste der bodenständigen Bevölkerung entwurzelt, sie in die fluktuirenden gewerblichen Massen und in die freien Berufe hineintreibt. Gewerbe: Das bedeutet bei Uebervölkerung Zwang zum Schwindel, zu verlogener Reklame und zu verderblichem Luxus; freie Berufe: Das bedeutet bei Uebervölkerung akademisches und literarisches Proletariat, Kommunismus und Anarchismus. Und nachdem man diesen Prozeß planmäßig in Gang gebracht hat, will man ihm mit einer inneren Kolonisation entgegenarbeiten, die gelobt werden müßte, wenn sie nicht illusorisch und zu theuer und der letzte und kräftigste Anstoß zu jenem Prozeß wäre. Denn man betreibt sie ja zu dem in die Welt hinaus geschriebenen Zweck, die einzige Schicht der Unterthanen Seiner Majestät vollends rebellisch zu machen, die bis dahin noch den Landwirthen, den Fabrik- und Grundbesitzern geduldige, willige und anspruchlose Sklaven geliefert hatte, dem Staate aber Rekruten, die blind gehorchten, ohne innerlich zu raisonniren.

Reiffe.

Karl Zentisch.

# Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten  
Constructions.

## Strassenlocomotiven

und

## Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

**John Fowler & Co.**  
in Magdeburg.

# Nervenschwäche der Männer.

**Ausführliche Prospekte**  
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

# Billige Briefmarken.

Preis gratis  
Rud. Keil, Gablonz n. N. Austria.

# IBACH 1794 gegründet

Hof-Planoforte-Fabrik  
Potsdamer Strasse 229 **BERLIN**

Flügel und Pianos in allen Holz- u. Styl-Arten  
Event. Austausch älterer Instrumente  
○○○○○ bei Neukauf. ○○○○○  
Vorzügliche Stimmungen.  
St. Louis 1904 „Grand Prix“.

# Echter Thorer Honigkuchen

Honigkuchenfabrik **Herrmann Thomas, Thorn**

Königl. Kaiserl. Hoflieferant.  
Postkisten sortiren Inhalts im  
Werthe von 2-6 M.

# Goerz-Anschütz-Klapp-Camera



Erstklassiges Fabrikat. Momentaufnahmen bis zu  $\frac{1}{1000}$  Sekunde.  
Geringstes Gewicht. Leichteste und unauffälligste Handhabung.  
Universellste Verwendbarkeit. Objektiv: **Goerz-Doppel-Anastigmat**. Die Camera, mit Goerz-Tele-Objectiv versehen, eignet sich vorzüglich zu unauffälligen Fernaufnahmen. Bezug durch alle einschlägigen Handlungen oder direct. Katalog gratis und franko durch:

Optische  
Anstalt

**C. P. Goerz**

Aktien-  
Gesellschaft.

Berlin-Friedenau 56

London

New York

Paris

Katalog kostenfrei.

# Götz Krafft

## Die Geschichte einer Jugend

Roman in vier Bänden von Edward Stillebauer

### Band I: Mit tausend Masten

Preis pro Band 4 Mark      Auflage 40 Tausend      sehr apart geb. 5 Mark

#### Urteile über Band I.

**Berliner Tageblatt, Berlin.** Das alles ist plastisch greifbar, in guter deutscher Sprache erzählt und trefflich komponiert. Der Dichter, denn das ist der Schilderer, hat alles in Lokalfarbe getaucht. Er bildet lebenswahre Rundgestalten... Lange noch zittern die Lichtstrahlen nach, die ihre Erscheinung in unsere Seele geworfen.

**Vossische Zeitung, Berlin...** Völlig frei von Frivolität, würdig und eindrucksvoll sind die mächtigen Versuchungen geschildert, die dem jungen Manne nicht erspart bleiben; die Vorgänge, die ihn dem schweren Sieg über sich selbst gewinnen lassen, sind mit so viel Meisterschaft kombiniert und erzählt, dass sie die Leser bis zur letzten Seite in Spannung halten.

Verlag  
von Rich. Bong  
Berlin W. 57

**Neue Zürcher Zeitung.** Glänzend rhetorisch ist Stillebauers Stil, dessen Schwung mancher Szene mitreisenden Stimmungsglanz verleiht.

**Neue Freie Presse, Wien.** Edward Stillebauer ist kein blosser Romanschreiber. Wer eine so berauschte Liebeszene, wie man sie im Kapitel 12 vor sich hat, darstellen kann, ist ein Dichter.

**Hamburger Fremdenblatt.** Ein hoher Zug von jugendlichem Idealismus durchweht das Buch, lässt uns die Gestalt des Götz Krafft lieb gewinnen und mit lebhaftem Interesse den weiteren Lebensschicksalen dieses Vertreters unserer heutigen Jugend entgegenbringt.

**Neues Münchener Tagblatt.** In Wahrheit haben wir es in Götz Krafft mit einem Werke zu tun, das psychologisch gut durchgeführt ist und einen jungen Mann vorführt, der sich selbst überlassen im Kampf mit dem Leben, ringend um Erkenntnis, kämpfend um Tugend und Bewahrung sittlicher Reinheit. **Hannoverscher Courler.** So gewinnt das Buch die Bedeutung einer patriotischen Tat, indem es Protest erhebt gegen alles Unreine, Streberhafte, Egoistische, Engherzige, was der Entwicklung unserer Jugend zum Edelmenschenstum entgegenwirkt.

In ähnlichem Sinne werden viele Hunderte von Zeitungen.

Soeben erschien der

## zweite Band

Im Strom der Welt  
Auflage 30 Tausend

### Gewerbe-Akademie Berlin

mit akademischen Kursen zur Ausbildung von Ingenieuren für Maschinenbau, Elek. o. o.rotechnik, Hochbau, Tiefbau. o. o.

#### Technikum Berlin

Fachschule zur Ausbildung v. Technikern. Programme kostenlos. Berlin W. o. o. o. Königgrätzerstr. 90.

### „Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4, liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten **Zeitungsausschnitte** über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis.

Das Sammelwerk:

### „Kulturprobleme d. Gegenwart“

hrsg. von Leo Berg  
für 90 Mk. wird sofort komplett geliefert gegen monatliche Teilzahlungen von 4 Mk. an:  
I. Achelis, Die Ekstase  
II. Damaschke, Die Bodenreform  
III. Klar, Wir und die Humanität  
IV. Driesmann, Rasse und Milieu  
V. Heipach, Nervosität und Kultur  
VI. Quinches, Die Trusts  
VII. Leuss, Aus dem Zuchthaus  
VIII. Schmitt, Der Idealstaat  
in 8 prachtvolle Ganzleinenbände gebund.

Buchhandl. Johannes Råde

Berlin W. 18, Uhländstrasse 146.

## + Korpulenz +

### Fettleibigkeit

beseitigt bei Damen und Herren am besten und natürlichsten unsere „Slankal“-Zehrkur. Wissenschaftlich begründet und preisgünstig mit gold. Medaille, Ehrendiplom etc. Keine starken Hüften, kein stark. Leib mehr, dagegen graziöse Erscheinung, jugendliche, schlanke Körperformen. Garant. unschädlich. — Kein Heil- od. Gebetsmittel. Keine Änderung der Lebensweise. Pk. M. 2,25. Nachnahme oder Postanweis. Allein echt zu beziehen von Wallbrecht & Co., Hygien. Institut Berlin 180, Karlsbadstr. 21.

Für den Weihnachtstisch.

# Sonnige Welten

\*\* 2. Auflage. \*\*

## Ostasiatische Reiseskizzen

von Emil und Lenore Selenka.  
Borneo, Java, Sumatra, Vorderindien,  
Ceylon, Japan.  
Mit zahlreichen Abbildungen, farbigen  
Vollbildern und Porträts.  
Einband-Motiv nach einem japan. Gobel.  
Preis gebunden 12 M. 60 Pf.  
C. W. Kreidels Verlag in Wiesbaden.

Neu erschienen.



Für alle, welche Sinn für echten  
Humor haben, ist das

## Wilhelm Busch- Album

Humoristischer Hausschatz

enthaltend 13 der besten Schriften des  
Humoristen mit 1500 Bildern u. das  
Portrait W. Busch's nach Franz von  
Lenbach

das passendste Festgeschenk

Preis in roth od. grün Falco Mk. 20.—,

Verlag von fr. Bassermann in München.

Nicht darin enthalten sind die letzten  
Schriften des Verfassers:

**Zu guter Letzt.** 5. Aufl., Mk. 3.—

**Kritik des Herzens.** 9. Aufl., kart.  
Mk. 2.—

**Eduards Traum.** 4. Aufl., kart.  
Mk. 2.—

**Der Schmetterling.** 3. Aufl., kart.  
Mk. 2.—

und die Kinderbücher:

**Sechs Geschichten für Neffen  
u. Nichten.** Kolor. kart. Mk. 3.50

**Bilderposen.** Kolor. kart. Mk. 3.—

**Der fuchs. Die Drachen.** Zwei  
lustige Sachen. Kart. schwarz.  
Mk. 2.—, koloriert Mk. 2.50.

Die treffendsten Zitate Wilhelm Busch's  
sind als

## „Wilhelm Busch- Postkarten“

koloriert erschienen.

2 Serien à 20 Blatt pro Serie Mk. 2.—.

Neu erschienen:

## Zum Kontinent des eisigen Südens

Von **Erich von Drygalski**

Deutsche Südpolarexpedition

Fahrten und Forschungen des „Gauß“ 1901—1903

685 Seiten Text u. Atlas. Mit 400 Abbildungen sowie 21 Tafeln und Karten

Preis broschiert M. 18.— Elegant gebunden M. 20.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen  
sowie vom Verlag Georg Reimer in Berlin W 35.

## Briefmarkenpreisliste

gratis. 80 000 Preise. Viele Abbildg.  
Ank. v. Sammlung u. einzel. Marken.  
Philipp Kosack, Berlin C.  
Burgstr. 8, am Königl. Schloss.

**Schriftsteller** (Volkswirtschaft, speziell  
Genossenschaftswesen, Agrarfragen) sucht  
gelegentliche oder laufende Mitarbeit bei  
Zeitschriften. Angeb. erb. unt. H. P. 87 an  
Verl. Lebensstrom, Berlin C., Rosenhalerstr. 44.

# Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.

Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

## Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.

Gesamtreserven über 36 Millionen Mark. Gesamtversicherungsstand 600 000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.

☛ Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

## Siphonbier,

schmeckt frisch wie vom Fass und hält sich wochenlang.

### Aechte u. hiesige Biere

à Siphon 3, 5, 10 Liter Inhalt von M. 0,90 an.

### Specialität:

**Münchener Löwenbräu  
Fürstenberg-Bräu, Pilsner**  
(Tafelgetränk Sr. Majestät d. Kaisers)  
à Siphon von M. 1,50 an.

## E. G. Canitz

verlgt. Schönebergerstr. 15.  
Ringbahnbogen 51-62.

Telephon: 9, 2500.



Hochmoderne Vorlagen sind meine achten

## Haldschnuckenfelle

Unübertroffene Qualitäten, herrlich schön in schneeweiss, auch silber und wolfsgrau.

Nach eigener Methode gegen Motten geschützt.

## Allerbestes für kalte Füße.

Stück 4-6 Mk., ausgesuchte Exemplare 7 Mk. Illustrierter Katalog frei, auch über Fussböcke, Schlitzen- und Kinderwagendecken u. v. andere.

**Friedr. Heuer**, Kürschnermeister, gegr. 1880 — Helten a. Aller — 1880 gegr. Versandt für Haldschnuckenpelzdecken.

— Täglich Anerkennungen. —

**J. L. REX** GmbH  
BERLIN W. Leipziger Strasse 22



**THEE**  
Souchong ½ Mk. 2,- 6-  
Melange ½ " 3,- 6-

Specialmarken  
à 240 Stk Familien-  
" 3,00- Frühstück-  
" 4,00- Five o'clock-  
**THEE**

## Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,  
No. 5018 und 5424.

Liefert ihre vorzüglichsten Biere in Flaschen und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3.—

30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3.—

30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3.—

— Pfund pro Flasche 10 Pf. —

Die Biere sind stark eingebraut und ausserordentlich reich an Extraktivstoffen (Nährstoffen), welchen ein 10% mässiger Alkoholgehalt gegenübersteht.



**SONNENHELL**

**BUSCH-PRISMA-BINOGL**  
**DOPPELT-LICHT.**

Zu beziehen d. alle optisch. Handlungen, Kataloge gratis u. franko  
Rathenower Opt. Industrie-Anstalt, vorn. Emil Busch, A.-G., Rathenow

## ■ Magerkeit. ■

Schöne volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, prämiertes goldene Medaille, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garantiert unschädlich. Aerztlich empfohlen. Streng reell — kein Schwindel. Viele Dankschreiben. Preis Karton mit Gebrauchsanweisung 2 Mark. Postanw. oder Nachnahme inklusive Porto.

Hygien. Institut

**D. Franz Steiner & Co.**  
Berlin 379, Königgrätzer Str. 78.

**Eisbärfelle** sind nicht besser, aber teurer als meine Halschneckenfelle „Marke Kiebur“, feinste Salonteppeiche, chem. rein, vollst. geruchl., blendend weiß od. silbergrau 7,50 M. Vorleger 6 u. 8 St., b. 3 St. frko. Prosp. fr. W. Helms, Längsmühlstr. 95 b. Schnoverdinen (Lüneb. Halde).

## Unsere Cigarren

D. R. P. Nr. 98582.

sind die **einzigsten**, welche **ohne Chemikali...** **nicotinunschädlich** gemacht werden.

**Aerztlich überall empfohlen!**  
Man verlange Preisliste.

**G.W. Schliebs & Co. Breslau IX.**

## HERREN

nehmen zur Kräftigung

## Yumbehoa-Elixir

Verzählig à Fl. 3 Mk. in der

**MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG, 178.**

Depot in Berlin: Salomon-Apotheke.

## Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-Neuven-System des Menschen und dessen Anfrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöschl geg. 25 Pf. frei. Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Sieben erschi.: 

## Geschlecht und Charakter.

Von Dr. Otto Weininger. IV. u. V. Auflage.

Wohlfelle Ausgabe.

5 M. = 6 K.; geb. 6 M. 40 Pf. = 7 K. 80 Pf.

Das interessanteste und geistvollste Buch aller Zeiten über die Frauenfrage, welches enormes Aufsehen macht und immer weitere Kreise zieht.

3 Bogen starke Broschüre mit „**Stimmen der Presse**“ wird an jedermann auf Verlangen kostenfrei versandt durch jede bessere Buchhandlung und den Verlag **Wittemann Braumüller in Wien, VIII, 1.**

Die Hand der schönen Frau Ines.

Die Geschichte einer seltsamen Leidenschaft.

Gemalt von Hans Fuchs. Verlegt v. Walter de Gruyter.

Der modernste Roman der Gegenwart.

In all Buchhandlung käuflich.

**EMIL WÜNSCHE A.G.**  
für photographische Industrie  
**REICK bei DRESDEN.**



**KOBOLD**  
**NOVA**  
**NIXE**  
**SIRENE**  
**AFPI**  
**FAVORIT**  
**GERMANIA**  
**EXCÉLSIOR**  
**ALLES ZUBEHÖR**

**PLATTEN-CAMERAS**  
**FILM-CAMERAS**  
**UNIVERSAL-CAMERAS**  
**KLAPP-CAMERAS**  
**SCHLITZVERSCHLUSS**  
**REISE-CAMERAS**  
**OBJECTIVE u.s.w.**

Durch alle Handlungen  
**Preisliste** zu beziehen,  
kostenlos.

„Für Weihnachten verlange man unsern neuesten Katalog“.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

## Byron's sämtliche Werke.

Originalausgabe von Adolf Böttger.

Achte Auflage, Oktav-Ausgabe in 8 Bänden.

Preis brosch. nur 6. Mk., in 4 Bände geb. nur 9. Mk.

Alle Vorzüge einer schönen Ausgabe — grosser klarer Druck, weisses gutes Papier, solider Einband und ein aussergewöhnlich billiger Preis — sind hier vereint. Ein Neudruck für diesen Preis ist ausgeschlossen.

## Schiller und seine Zeit.

Von Johannes Scherr.

**Pracht-Ausgabe.** Mit 1 Stahlstich, 14 Porträts und 90 historischen Bildern.

Preis vornehm gebunden nur 7.50.

Scherr's Schiller ist eins von den Büchern, die nie veralten und den besten über Schiller und seine Schöpfungen an die Seite zu stellen. Die Darstellung ist wahrhaftig, lebendig und farbenprächtig. Es ist ein prächtiges Geschenk für Jung und Alt und dürfte wohl wenig solche Werke zu solch billigen Preisen zu finden sein.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



# Ein Buch gratis!

## Ein Wegweiser zum Erfolg!

### Die Kunst, Einfluss auszuüben!

Es gibt einen sicheren Weg zum Erfolg auf allen Gebieten des Lebens, wenn man nur den Wunsch hat, wirkliche Erfolge zu erzielen. Niemand leugnet mehr, daß der Mensch über eine Kraft verfügt, die man auch oft als persönlichen Magnetismus bezeichnet. Nur die Art, wie man diesen Magnetismus benützt, ist ein Geheimnis, das erst gelernt werden muß.

Von diesem Geheimnis spricht eine Broschüre, die von einem bekannten Vortragshaus in Berlin verbreitet wird.

Gratis ist die Broschüre zu bekommen. Sie behandelt das Wesen dieser starken, inneren Seelenkraft und deren praktische Verwertung.

**Gratis? Ja!** Es ist allerdings eine eigene Methode, aber sie verfolgt den Zweck, die Wege zu weisen, wie man zur Schätzung und zur Kenntnis dieser Kraft kommt, deren Anwendung für das Leben von so ungeheurer Wichtigkeit werden kann.

Der Leser findet in der Broschüre Hinweise auf eine Reihe der wichtigsten Fragen:

Ob man diese gewaltige Kraft, den „persönlichen Magnetismus“, sich aneignen kann?

Ob man mit der Kenntnis der inneren Kraft Erfolg, Glück, Liebe und Freundschaft erringen kann?

Ob Beziehungen zwischen diesen geheimen Seelenkräften und dem Hypnotismus bestehen?

Persönliche Anziehungskraft „Magnetismus“, Hypnotismus und Gedankenkraft — das sind die gewaltigen Kräfte, die die Gebildeten und die Starren im Geist und im Willen gegenwärtig beschäftigen. Niemand sollte vernachlässigen, die hochinteressante und wichtige **Gratis-Broschüre** „Die Kraft in sich selbst“ zu lesen. Das ein Buch und besonders ein **Gratis-Buch**, das solche hochinteressante Fragen behandelt, eine sehr große Nachfrage findet, ist selbstverständlich. Wenn Sie ein Exemplar der Broschüre „Die Kraft in sich selbst“ wünschen, so senden Sie Ihren Namen und Adresse an **Psychologischer Verlag, Friedrichstrasse 59/60, Berlin W. 621**. Man ersucht um Zusendung einer 5 Pf.-Marke für Rückporto.

Aus leicht verständlichen Gründen wird gebeten, daß nur diejenigen sich melden, die ein wirkliches Interesse dafür haben.

**Eingesandt!** Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo man vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die feinsten Talentiköre, wie a la Charbonne, à la Benedictine, Curaçao etc selbst bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den allerbesten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schrader's** Likör-Patronen, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader in Feuerbach bei Stuttgart 35** bereitet werden. Jede Patrone gibt 2½ Liter des betreffenden Liköre und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pf. Man lasse sich von genannter Firma gratis und franks deren Broschüre kommen.

### Zur gefl. Beachtung.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei v. **Modernen Pädagogischen & Psychologischen Verlag in Berlin W. 50, Geisbergstr. 29** betr. die Werke **Ueber die beste Art geistig zu arbeiten** und **Ueber den Erfolg von Henry Ed. Jost**.

In unserer schnelllebigen Zeit gibt es in der Tat wenig Leute, die gründlich genug sind, die Dinge, die sich ihren Sinnen wahrnehmbar machen, bis ins einzelne zu erfassen. **Jost** zeigt Wege und Mittel in seinen trefflichen Schriften der Oberflächlichkeit Halt zu gebieten. Es sind geistvoll u. interessant geschriebene Bücher, die bis zum Schluss fesseln. Mit ernster Gründlichkeit u. Berücksichtigung des praktischen Lebens sind die einzelnen Themen behandelt. Jeder Gebildete sollte die Bücher besitzen.

Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt der altbekannten **Cigarren-Firma — Georg Schepeler** Lieferant vieler Höfe **Frankfurt a. Main** bei. Jed. Versuch wird gewiss den vortrefl. Ruf der Firma Schepeler bestätigen. Wir bitten beiden Prospekten freundliche Beachtung schenken zu wollen!

# Vornehmes Festgeschenk!

Die Schwankungen der Luftfeuchtigkeit, Temperatur und des Luftdruckes sind nichts anderes, als die Wettertelegramme der Natur.

## Lambrecht's Wettertelegraph

hat die Aufgabe, sie dem Laien verständlich zu machen, damit er auf einfachste Weise das Wetter voraussche.

Erhältlich in getrennten Instrumenten zu Preisen von 35 Mark an und dekorativ zusammengesetzt in einem Eichen-Holzgehäuse wie Abbildung zu Preisen von 60 Mark an. \*\*\*\*\*

### Einige der täglich einlaufenden Anerkennungen:

Der Wettertelegraph ist ganz geknifflig; er entspricht nicht nur meinem Wunsch, sondern bietet noch mehr, als ich erwartet hatte.  
Ministerialdirektor Dr. Meiss, Berlin.

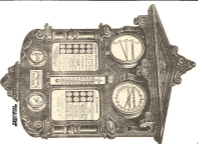
Der Wettertelegraph hat mir gute Dienste geleistet, sowohl in Luzern, wie in Vilnius und weiter in der Schweiz.  
Herrn de Parvill, Direktor v. Journal „La Sature“, Paris.

Der Wettertelegraph funktioniert tadelloß. Ein Gewähr wurde gestern präzise gemeldet.  
Professor Dr. Ehn Klein, Dietrich, Loxkumburg.

Viehere zahlreiche Anerkennungen stehen zu Diensten.

Gegründet 1859. **Wilh. Lambrecht, Göttingen.** [Georg's Augustin-  
Fabrik des Ordens für Ernst und Frisenschloß, der grossen goldenen und verschieblicher anderer Staatsmedaillen.

Garantvertrieb für die Schweiz, Italien und die kaiserlichsteigenen Alpenländer  
**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**



Unter Bereitung auf diese Anzeige vorläufige man ausdrücklich Preisliste No. 46.

**Das Problem ist gelöst !**

ENGELHARDT'S

# Chasalla- Normalstiefel

D. R. P.

ANGEM.



NORMAL

**Ist ein fertiger  
Stiefel nach Maass  
und bewahrt die  
natürliche Fussform.**



VERDORBEN

**Kein lästiges Anprobieren mehr.**

Nur einmaliges Messen Ihres Fusses mit  
Engelhardt's ges. gesch. **Präzisions-Mess-  
Apparat** und Einsendung des **Maasscoupons**,  
welcher jedem Chasalla-Normalstiefel beigelegt  
wird, **genügt** um stets den  
**genau passenden Stiefel** zu erhalten.  
**Uebertrifft jede Hand-Maassarbeit.**

NIEDERLAGE für Berlin W.

Schuhwarenhaus „Kaiserkrone“

Friedrichstrasse 192/193

an der Leipzigerstrasse

# HENKEL TROCKEN

und die  
Französische  
Einfuhr.



Nach den Zollaussweisen führten wir im ersten Semester 1904 zur Herstellung unserer Marken, **HENKEL-TROCKEN** und **HENKEL-SEHR TROCKEN** mehr an Originalgewächsen der Champagne in Deutschland ein, als laut Reichsstatistik alle französischen Champagnerfabriken zusammen im ganzen Jahre 1903 nach Deutschland exportierten.

**HENKEL & C., MAINZ.**